

Hanspeter Hahn  
 DIE RÖMISCHE MÜNZE  
 Erzählung

I. Teil  
 Der Fund im Fluss

Confluentes ist der lateinische Ausdruck für das deutsche Wort Zusammenfluss.

Damit bezeichneten die römischen Legionen jenen Punkt ihrer Heerstraße, wo ihre Kohorten die letzte Brücke überschreiten mussten, um nach Colonia Agrippina zu kommen.

An diesem Punkt vereinigt sich die Mosel mit dem Rheinstrom.

Mit den zwei Jahrtausenden wurde aus dem römischen Confluentes das heutige Koblenz.

Nicht weit von der Stelle, wo sich die Wasser vereinigen, erhebt sich eine alte romanische Basilika St. Castor. Mit ihren Fundamenten steht sie im neunten Jahrhundert auf dieser Erde.

Es war an einem Sonntagmorgen des Jahres 1913, als es mir gelang, mit meinem Freund Mathias heimlich dem Glöckner in den Glockenturm nachzusteigen und unbemerkt die oberen Etagen und somit einen herrlichen Ausblick zu erreichen.

Die Glocken sollten zum Hochamt rufen, das heute dem kirchenheiligen St. Castor geweiht war, einem Heiligen, von dem wir wenig wussten.

Wir beide kamen aus der Vorstadt, hatten eine andere Pfarre und für uns war dieser Heilige nicht zuständig. St. Martin, St. Johannes und der Heilige Nikolaus, das waren schon eher Heilige. Mit denen wussten wir etwas anzufangen. St. Johannes bedeutet Feuer auf den Bergen und Sonnenwende. Zudem war es ja auch mein Namenstag. „Schängel“ riefen mich meine Schulfreunde. „Schang“ wird man mich rufen, wenn ich ein Mann bin.

Vorläufig war ich erst 9 Jahre. Hundertmal so alt war diese Kirche.

Ja, da gab es noch den heiligen Martin. Das war ein Held. Er saß auf einem hohen weißen Ross, in seiner Linken sein Schwert. Mit diesem teilte er seinen Mantel in zwei Stücke und schenkte die eine Hälfte einem Bettler, der am Straßenrande saß. Oft habe ich mir das Bild angesehen. Unter seinem Mantel trug er noch eine silberne Rüstung. Jahrelang kannte ich nun das Bild und immer noch war der Bettler nackt. Warum, lieber St. Martin, hältst Du Dich auf, den Mantel zu trennen? Was soll der arme Bettler damit tun? Er hat ja auch eine rechte und eine linke Seite wie Du.

Das Bild zeigt nur den Willen zu einer guten Tat. Die andere Hälfte hat man uns erzählt. Aber niemand hat einen Bettler im Purpurmantel gemalt. Wenn ich einmal Maler werde, würde ich dem Bettler einen ganzen Mantel geben. Ich werde nicht geizig sein. Jedoch ganz möchte ich St. Martin nicht sein, denn er bringt uns Kindern noch heute viel. An seinem Namenstag ziehen wir durch die Straßen und Gassen mit Fackeln und Laternen und unser Lied öffnet Türen und Herzen.

Die Reihenfolge für mich stand schon lange fest. St. Martin, St Nikolaus und das Christkind. Doch konnte man das letzte unter die Heiligen rechnen? Zwar brachte es die größten Geschenke. Also musste es noch heiliger sein. Mein Freund Mathias und ich waren uns einig. St. Castor war ein seltener Heiliger und mehr wie 2 Pfennig werden wir nicht in den Klingelbeutel werfen. Dann hätte jeder noch 8 Pfennige für sich.

In diesem Augenblick begannen die Glocken mit Donnergetöse zu läuten. Wir standen im Nordturm genau über der großen Glocke und ihrem Gedröhne. Die Treppe, auf der wir waren, zitterte und bebte. Nun waren alle Glocken voll im Geläut. Die Angst packte uns und krampfhaft hielt ich mich an der Treppe fest und gelobte, dem Heiligen Castor noch 2 Pfennig zur Kollekte dazu zu legen. Mit 6 Pfennigen kann man am Nachmittag ja auch noch was beginnen. In unserer Angst stiegen wir tiefer. Umso mächtiger war das Getöse. Pfennig für Pfennig nahm er mir aus der Tasche und als der letzte Glockenschlag verklungen, hatte er meinen Groschen eingesackt. Lass Dich nicht mit fremden Heiligen ein. Sie sind immer stärker. Noch einmal sahen wir rheinab. Es war nicht viel Wasser drin. An der Pfalz bei Kaub sah man die Hungersteine. Das stand in der Zeitung. Die Mosel war ein etwas größerer Bach. Ich teilte meinem Freund meinen Entschluss mit, 10 Pfennige zu opfern. Er hatte kein Gelübde getan und 8 Pfennige gerettet. Dafür bekam er auch eins tüchtig hinter die Ohren, als die Glöckner uns entdeckten.

Nach der Messe wollten wir an die Mosel gehen, um uns den Wasserstand anzusehen. Das Hochamt nahm seinen üblichen Verlauf. Bei der Predigt geschah etwas Neues. Ein Pater aus der Jesuitenkirche hielt eine Predigt, aber die Worte waren anders. Ich horchte hin. Er sprach von der Entstehung dieser Basilika, die heute ihr hohes Jubiläum feiert. Sein Weg ging zurück durch die Jahrhunderte und endete in der Römersiedlung Confluentes. Im Gebälk dieser Kirche sind Hölzer verbaut, welche noch von einer alten Römerbrücke stammen, die man vor neunhundert Jahren aus der Mosel geborgen hatte. Es waren Eichenstämme, schwarz und schwer, älter als die Donnereiche, welche Bonifatius bei Fulda gefällt hat.

Vor neunhundert Jahren stand die Basilika auf einer Insel und sie war das Wahrzeichen der Stadt für alle Schiffe, die zu Berge führen. Heute verdeckt ein großes Denkmal die Sicht, dessen Treppen bis zum Mosel- und Rheinstrom führen.

Nach der Messe beeilten wir uns, an die Mosel zu kommen. schnell waren Schuhe und Strümpfe abgelegt, und über Steingeröll ging es in das Wasser, welches noch nie so schmal wie jetzt war. Hier lagen so allerlei Dinge, welche mit der Zeit in den Strom gelangten. An einer etwas sandigen Stelle entdeckte ich einen kleinen runden Gegenstand. Nach näherem Untersuchen stellten wir fest, dies muss eine römische Münze sein, von denen früher, als das Denkmal gebaut wurde, viele gefunden wurden. Sie wurde von römischen Kaufleuten geopfert, wenn sie über die Moselbrücke mit ihren Wagen nach Köln fuhren.

Es war ein Opfer an den römischen Handelsgott Dommel, nachdem auch ein Berg südlich der Stadt seinen Namen trug. Die Münze war so groß wie ein 2-Pfennig-Stück. Auf der einen Seite trug sie einen Männerkopf und auf der anderen Seite einen Engel oder eine Frau. Genau konnte ich es nicht erkennen, denn die Münze war rundum mit einer grünen Schicht umgeben.

Trotz angestrengtem Suchen blieb es bei dieser einen Münze und mehr war nicht zu finden. Sie gegen die 8 Pfennige meines Freundes einzutauschen, lehnte ich ab.

Die Zeit war dran, wir mussten nach Hause. So beschlossen wir, am Mittwochnachmittag, an dem wir schulfrei hatten, unsere Suche fortzusetzen. Zu Hause wurde die Münze blankgeputzt und sah herrlich aus. Aus dem Suchen am Mittwoch wurde nichts, denn das Wasser der Mosel war nach einigen Gewittern schnell gestiegen und reichte wieder fast bis ans Ufer. Mein Fund hatte sich herumgesprochen. Auch unser Lehrer hatte sie sich besehen. Eins stand fest, eine zweite dieser Art gab es nicht, denn in der römischen Münzensammlung im alten Museum war eine solche nicht zu finden. Auch diese Münzensammlung stammt aus der Mosel, aus der Zeit als das „Deutsche Eck“ gebaut wurde. Damals hatte der Bagger viele Münzen, goldene, silberne und auch sehr viele Kupfermünzen zu Tage gebracht.

Das Angebot, die Münze an das Museum zu verkaufen, schlug ich ab, denn ich hatte ein besseres Geschäft entdeckt. Nachdem mir ein kleines Mädchen einen Bonbon anbot, hatte ich die Idee: Um die Münze einmal zu sehen, und einen Bonbon dafür zu bekommen, war das große Geschäft da. Nun ging ich mit meiner Glücksmünze hausieren. Einmal schauen, einen

Zuckerstein. Stets hielt ich die Münze blank und sie glänzte auch wie Gold. Eines Tages wurde sie im Generalanzeiger abgedruckt und ich bekam dafür eine Mark. Der Mann aus der Zeitung sagte mir, es sei gar keine Münze, denn sie sei nirgends verzeichnet und gab mir den Rat, zu dem Pater Martin bei den Jesuiten zu gehen. Der sei lange Jahre in Rom gewesen und hätte darüber viele Bücher geschrieben. Die Frau auf der Rückseite sei eine römische Glücksgöttin, das Bild auf der Vorderseite aber kein Kaiserbild.

Von jetzt ab trug ich meine Glücksgöttin stets bei mir, denn das Bild in der Zeitung war eine prima Geschäftsreklame.

Ich konnte mich nicht entschließen, zum Pater Martin zu gehen, denn ich hatte Angst, er könnte mir die Münze abnehmen, weil das eine heidnische Göttin war.

Durch das Zeitungsbild erfuhr auch er von der Münze und ließ meinem Lehrer die Nachricht zukommen, er möchte sie sehen. Mein Freund Mathias, der an dem Münzgeschäft beteiligt war, glaubte, dass auch bei dem Pater etwas zu verdienen sei und überredete mich, zu ihm zu gehen.

An einem Sonntagnachmittag suchte ich ihn auf. Ich hatte ihn seit der Predigt in St. Castor nicht mehr gesehen, denn Kinder gingen selten in die Jesuitenkirche, da sie keine Pfarre war. Diese Kirche lag mit ihren alten Gebäuden in der Nähe des Stadthauses und soll aus der Zeit des Fürstbischofs Clemens Wenzelslaus stammen, als Koblenz noch Kurtrierisch war.

Der Pförtner brachte mich ins Haus und zu seinem Zimmer. Auf mein Klopfen öffnete sich die Tür und vor mir stand Pater Martin. Auf seine Frage antwortete ich, ich komme wegen der Römer. Er schaute mich etwas verständnislos an, doch schon hatte ich die Münze in der Hand mit den Worten, er wolle sie doch sehen.

Während er zum Fenster ging, schaute ich mich um. In dem Raum waren ein Tisch, ein Stuhl und Bücher. Bücher jeder Größe, vom Fußboden bis zur Decke. Sogar noch über der Tür war ein Brett mit denselben. Es hat sehr lange gedauert, ehe er zu mir sprach. Ich hatte somit Zeit, mich umzusehen.

Pater Martin mochte über 70 Jahre alt sein. Eine eigentliche Tonsur trug er nicht mehr. Ich stellte fest, diese war so groß wie sein Kopf und einen Bart trug er wie der Knecht Ruprecht. Ich habe schnell meine Gedanken geändert, denn über heilige Männer soll man nicht dumme Sachen denken. Nun standen wir zwei und außer einem Stuhl war ja nichts da, worauf man sich hätte setzen können. Im Moment sah er auch gar nicht aus wie ein Pater. Über eine dunkle Hose trug er einen grauen Hausrock mit grünen Schnü-

ren. Erst jetzt forderte er mich auf, den Stuhl ans Fenster zu bringen und mich zu setzen. Er selbst ging zu einem der vielen Bücher und kam mit einem zurück, in dem über alle Seiten Münzen zu sehen waren.

Inzwischen brachte ein junger Pater Kaffee, Brot, Kuchen, Milch, Zucker und kleine Plätzchen. Auch der junge Pater blieb. Es gab eine frohe Kaffeerunde und in dem Maß, wie Brot und Kuchen abnahmen, in dem gleichen Maße nahmen die Bücher zu. Kannen und Tassen wurden beiseite gestellt, um den Büchern Platz zu machen. Immer noch war ich der einzige, der saß, denn Pater Martin und Pater Conrad waren ganz vertieft in Bücher, mit denen sie am Fenster standen. Meine Münze lag auf dem Fensterbrett und wurde immer wieder verglichen. Es gab keinen Katalog und kein Buch, in welchem dieselbe verzeichnet war.

Jetzt begann auch ich mich für die Bücher zu interessieren. Römische Münzen, griechische, byzantinische und in einem Buch waren die Münzen aus unserem Museum beschrieben. Als es zur Abendandacht läutete, wurde ich verabschiedet. Mit dem Versprechen, am nächsten Sonntag wiederzukommen dankte ich für den schönen Kaffee-Nachmittag. Pater Martin brachte mich zum Tor. Meine Münze hatte ich zurückgelassen. Er sagte, er wolle darüber schreiben. Von diesem Tage datiert eine Freundschaft, welche Jahre überdauern sollte.

Nach 8 Tagen war die Münze wieder in meinem Besitz. Viele Bücher habe ich bei Pater Martin kennengelernt. Die griechische Göttersage, römische Kaiser und Götter, Babylon und Ägypten. Ich kannte die Ausgrabungen von Troja und den Goldschatz, den der deutsche Forscher Schliemann dort gefunden hatte. Da war der ganze griechische Götterhimmel und auf die Frage, ob denn all die Götter gelebt hätten, war die Antwort, dass dies ja nur Dichtung der alten Griechen sei. Auf die Frage, ob die großen Tempel in den Büchern auch nur eine Dichtung seien, gab er mir eine Antwort, die ich nicht verstand.

Nun kannte ich schon 3 Himmel, den griechischen, den römischen und unseren. Was gab es auf den Bildern nicht alles in dem griechischen Himmel. Auch Tiere, Pferde und Menschen. Die einen nannte man Zentauren. Pferde mit Flügel heißen Pegasus. Und da war noch ein Bild, das sah aus, als wenn ein Schutzengel ein Mädchen wecken wollte.

Darunter stand: "Amor und Psyche". Auf die Frage an den Pater nach dem Sinn des Bildes blieb er mir die Erklärung schuldig und stellte das Buch wieder zurück.

Ich begann die Himmel untereinander zu vergleichen. Was gab es nun in unseren Himmel? Da war zuerst der liebe Gott. Er sah aus wie der Bruder

Martin, auch mit langem Bart aber ohne Glatze. Dann war noch Jesus da. Er war schöner als der liebe Gott und viel jünger. Nun kamen Tiere. Eine Taube und ein Lamm mit einer Fahne. Außer diesem Lamm und der Taube müssen noch 2 Pferde und ein Wagen oben sein, denn in der Bibel steht, dass der heilige Elias in einem feurigen Wagen zu dem Himmel fuhr, gezogen von 2 feurigen Rossen. So ist es auch auf einem Bild zu sehen. Es steht nirgends geschrieben, dass Pferd und Wagen wieder zurückgekommen sind. Also eine Taube, ein Lamm und 2 Pferde in unserem Himmel. Das lässt sich schon sehen. Nun sind da noch die Engel. Da gibt es allerlei Arten. Einer sieht hinten aus wie ein Adler und vorne wie ein Mensch. Die Flügel hat er hoch über dem Kopf und in der Hand ein rotes Schwert. Er steht vor dem Paradies und heißt Erzengel. Die anderen Engel haben die Flügel nach unten, sicher sind sie schon müde. Sie schauen nicht so böse drein und halten die Hände. Rundherum sind lauter kleine Engel. Denen sind die Flügel gleich an den Hals gewachsen. Die hat der liebe Gott in der Eile nicht mehr fertigbekommen. Sie können sich nie setzen und müssen immer schweben und werden auch bald müde sein.

Nach ungefähr 2 Jahren war ich mit allen Himmeln, Göttern, Götzen und Gott so durcheinander, dass ich Pater Martin um Hilfe bat. Er sprach von Dichtungen, Gleichnissen, Legenden, Bildern als Kunstwerk und Erbauung.

Unsere Gespräche wurden ernster. Die Kaffeestunde war dem Krieg zum Opfer gefallen, der nun schon 2 Jahre dauerte. Ein jeder aß sein eigenes Brot, welches er auf Marken erhielt. Die Freundschaft jedoch war fester und schöner geworden.

Das Geschäft mit der Münze war längst zu Ende. Ein Zuckerstein war eine Seltenheit. Pater Martin hatte mir in die Seele geredet, dass das, was ich machte, nicht gut sei. Auch sei es nicht christlich, mit seinen Pfunden zu wuchern.

Ich kannte zwar den Ausdruck nicht, gelobte jedoch, das Münzgeschäft aufzugeben, was mir umso leichter fiel, da ich ja sowieso die halbe Stadt abgegrast hatte. Ich habe ja nur mein Gelöbnis auf Zucker gegeben, vielleicht geht es mit was anderem auch. Auf der Suche nach einem neuen Geschäft kam mein Freund und ich auf den Gedanken, man müsse auf dem Dommelsberg graben, denn da oben soll ja eine römische Festung oder etwas Ähnliches gewesen sein.

Ein Römerkastell mit Turm und Ausschau. Im Museum gab es sogar eine Karte mit Aufzeichnungen. Wir malten sie ab, denn wir wollten ja heimlich graben und alles, was wir finden sollte gemeinsames Eigentum sein.

Meinem Freund Mathias hatte ich auch von den Ausgrabungen von Troja erzählt und von dem Goldschatz. Unbemerkt brachten wir 2 Hacken und 2 Schaufeln in den Berg und versteckten alles gut. An einem Sonntag gingen wir früh in den Wald und schwänzten die Messe, dann begannen wir zu suchen. Unsere Zeichnung wollte erst nicht stimmen, da wir sie falsch gemalt hatten. Nun jedoch waren wir an einen Punkt, wo es stimmen musste. Es war kein gewachsener Boden. Hier waren mitten auf der Höhe, auf einer Länge von 50 Metern Steine geschichtet. Dieses Fundament war auch auf unserer Zeichnung. Mehr jedoch war nicht zu finden. Ein Weg war nicht in der Nähe. Die Straße zum Kühkopf war weit entfernt. Nun holten wir unser Werkzeug aus dem Versteck und begannen in der Mitte der Steinkante mit unseren Grabungen. Steine, Steine, sonst nichts war das Ergebnis von 4 Tagen graben. Mittwoch-, Samstag- und Sonntagnachmittag waren wir Schatzgräber.

Im Herbst erwischte uns ein Förster aus Waldesch. Wir erzählten, warum wir hier graben, er hörte uns unter Lachen zu. Da es anfang dunkel zu werden mussten wir ihm versprechen, am nächsten Samstag das Loch wieder zuzuschaufeln und zu warten, bis die Mosel wieder Niedrigwasser hätte. Denn hier oben wären nur römische Soldaten gewesen und die hätten kein Geld zum fortwerfen gehabt. Die reichen Kaufleute seien sicher immer durch die Täler gezogen. Wir waren froh, so ungeschoren davongekommen zu sein. Am nächsten Sonntag schaufelten wir unser Loch wieder zu. Hacken und Schaufeln gingen wieder mit nach Hause. Wir hatten unser Troja nicht gefunden.

Abends um 8 Uhr waren wir zu Hause, als mir einfiel, dass ich ja die Beichte vergessen hatte. Was war zu tun? Um diese Zeit durften Kinder in ihrer Pfarre nicht mehr zur Beichte gehen. Nach einem schnellen Abendbrot eilte ich zur Stadt in die Jesuitenkirche. Hier drückte ich mich ganz in die Ecke am Beichtstuhl des Pater Martin und wartete, bis der Letzte gegangen war. Er öffnete den Beichtstuhl und legte die Stola ab. Da stand ich vor ihm. Verwundert schaute er mich an. Ich sagte ihm, dass ich noch beichten wolle. Mein lieber Schang, sprach er, Du weißt doch, dass bei uns nur Gläubige beichten, welche am Tag keine Zeit haben. Noch eh er weiter sprach legte er die Stola um und ich musste ihm alles erzählen, wo ich so spät herkomme und was ich seit Wochen im Wald angestellt hatte. Er hörte alles bis zu Ende. Als ich schwieg, sprach er, nun beichte mir auch Deine Sünden, an denen ich nicht Schuld bin. Groß schaute ich ihn an. Schnell nahm ich meinen Beichtzettel, auf dem die ganzen 10 Gebote standen. Alle Sünden waren vorgedruckt und jeder brauchte die Zahl derselben nur da-

hinter zu schreiben. so ein Zettel kostet 1 Pfennig. Im Dutzend waren sie billiger, da kosteten sie 10 Pfennige. Die Kirche war leer. Zum ersten Mal beichtete ich außerhalb eines Beichtstuhls. Wir saßen in einer Bank. Einen Beichtzettel hatte ich mir schon lange nicht mehr gekauft. Ich hatte immer nach Gutdünken die Zahlen ausradiert und neue hingeschrieben. Mitten in meiner Beichte fragte Pater Martin, wie tief denn das Loch war und ob wir hätten verschüttet werden können. Ich schaute ihn erstaunt an. Hört er mir denn nicht die Beichte ab? Ich las auf dem Zettel weiter, als ich vor Schreck bemerkte, dass ich ja die Beichte wie vor 4 Wochen las. Ich hatte vergessen, den Zettel zu ändern. Nun war es zu spät. Als ich geendet, schwieg er eine Weile und sah mich an. Dann wurde sein Gesichtsausdruck strenger. Er gab mir meine Buße auf. Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen. So leicht war meine Buße noch nie und es waren doch die Zahlen wie vor 4 Wochen. Ich begann darüber nachzudenken, als er zu mir sprach, gehe zum Marienaltar und bete, bis ich wiederkomme.

Damit ging er fort, um nach längerer Zeit zurückzukommen.

Ich hatte im stillen meine Buße selbst verdoppelt, wegen dem alten Zettel. Aber das konnte er ja nicht wissen. Eingewickelt in ein Papier gab er mit ein Buch mit der Bemerkung, ehe man in der Erde gräbt muss man in Büchern graben. In tiefen Gedanken verabschiedete ich mich und war sehr spät zu Hause.

Von nun an las ich Bücher und für jedes ausgelesene bekam ich ein anderes.

Der Gedanke an meine letzte Beichte ließ mich nicht mehr los. Wie konnte die Buße so verschieden sein. Für dieselben Zahlen bekam ich vor 4 Wochen unwahrscheinlich mehr. Allein Zweimal musste ich nach der Christenlehre eine halbe Stunde nachsitzen. Bei Pater Martin war ich mit einem halben Rosenkranz fertig. Ich wollte die Wahrheit. Wieviel Buße wollte der liebe Gott? Für die nächste Beichte legte ich mir einen Plan zurecht. In unserer Pfarre waren 4 Beichtstühle. Ich werde an einen Samstag 4 mal beichten gehen. Wie beschlossen so getan. Ich kaufte auch einen neuen Zettel, das war mir die Sache schon wert. Die Zahlen schrieb ich groß und deutlich, damit ja auch alles genau war. Das Ergebnis war höchst sonderbar. Mit dem Alter der Priester nahmen die Bußen ab. Langsam merkte ich mit der Zeit, wo die meisten Leute am Beichtstuhl saßen, kam man am leichtesten davon. Ich kam zu der Erkenntnis, dass es egal war, eine halbe Stunde zu warten oder eine halbe Stunde zu beten, so und so war es schade um die Zeit.

Immer mehr griff der Krieg in unser Leben. Menschen, die ich kannte, waren gefallen. Dreimal waren feindliche Flieger über unserer Stadt und es gab Tote und Verletzte. An einem Sonntagmorgen standen an unserer Kirche mit Kreide die Worte „Wir kämpfen nicht für's Vaterland, wir kämpfen nicht für Gott, wir kämpfen für das reiche Pack, wir Armen gehn kaputt“. Das war morgens um 8 Uhr. Alle, die durch diese gingen haben es gelesen und zur Abendandacht hat es noch dran gestanden. Erst am Montag früh war es abgewischt. Ein Schulfreund sagte mir, er hätte von seinem Fenster gesehen, es sei ein Soldat gewesen, der aber nicht in die Kirche gegangen sei.

Mit all diesen Fragen ging ich zu Pater Martin. Tief ernst war unser Zusammensein. Auf die Frage, ob wir den Krieg auch gewinnen können, da unser Kaiser evangelisch sei, gab er mir keine Antwort. Es meinte dann, es wäre ja für alle derselbe Heiland und Gott. Mir selbst gab er den Rat, bete nicht für den Sieg, sondern bete für den Frieden. Das war neu. Bis jetzt haben wir in der Schule immer für den Sieg beten müssen und für den Kaiser, trotzdem er nicht katholisch war.

Überall derselbe Gott! Das wollte ich ausprobieren. Er war Jude und ging am Freitag in die Synagoge in der Kornpforte. Mir seinem Sohn Benno sprach ich, ob er mich nicht mitnehmen möchte. Er sagte, er wolle mit der Mutter sprechen. Da wir bei ihnen Kunde waren, konnte man nicht ablehnen und so war ich im Leben zum ersten Mal in einem jüdischen Tempel. Alles stand und hatte die Hüte auf. Ein Rabbiner sang Lieder. Ich fragte Benno, ob er das verstehen könne. Er sagte Nein. Ich fragte ihn, ob denn sein Vater, seine Mutter oder seine Schwester das verstehen können. Auch hier verneinte er. Da fragte ich, ob denn überhaupt jemand ihn versteht. Darauf sagte er nein, denn er singe ja hebräisch. Er wüsste nur, dass es ein Klagelied sei, über die Zerstörung des Tempels in Jerusalem. Davon hatte ich in der Schule gehört. Aber daran waren doch die Römer schuld und es war schon lange her.

Es ist ja fast genau wie in unserer katholischen Kirche. Dort hat auch ein alter Mann gesagt, dass er seit 60 Jahren noch nicht weiß, was der Pastor am Altar singt. Es sei ihm auch egal.

Zwei Tage später war ich in einer evangelischen Kirche. Auch zum ersten Mal. Hier war ja nun alles zu verstehen. Denn hier wurde doch nur deutsch gesprochen. Die Kirche war ohne Bilder. Es gab nur ein Kreuz. Ferner keine Messe und keine Beichte. Und alle bekamen den Segen. Man sang Lieder von J. S. Bach, von dem ich auch eine Messe kannte. Aber niemand hat mir je gesagt, dass Bach evangelisch war. Nach dem Gottesdienst kam

der Pfarrer zu mir, denn er kannte mich ja, und fragte mich, wie es mir gefallen hätte. Ich sagte ihm, ich suche den richtigen Gott. Erstaunt sah er mich an und meinte, es gebe nur einen und der sei überall der gleiche. Auf die Frage, warum denn die katholischen und evangelischen Kinder in zwei verschiedene Schulen gehen, brach er das Gespräch unter einem Vorwand ab.

Wenn ich das alles überdachte, kamen mir ernste Zweifel und oft musste ich an die Inschrift an unserer Kirche denken.

Immer mehr drang der Krieg in unser Leben ein. In jeder Woche gab es eine Totenmesse für die Gefallenen des Krieges. An diesen Tagen sangen 4 Männer und 4 Knaben des Kirchenchores einen Sondergottesdienst, wofür es kein Entgelt gab. Private Totenmessen wurden mit 2 Groschen bezahlt. Ich gehörte diesem Chor schon seit Langem an und hatte schon einiges Singegeld gespart. Leider sollte alsbald diese kleine Einnahmequelle für mich auf einige Zeit versiegen, sehr zu meinem Kummer.

Die Totenmessen fanden morgens vor dem Schulgang statt, kosteten somit keine Zeit und in mancher Woche waren es oft vier Messen. das machte 80 Pfennige. Bei einem Drei-Herren-Amt mit vollem Geläut sangen 6 Herren und 6 Knaben und es gab 30 Pfennige.

Nun war ich raus aus dem Chor und das kam so: Im Stadttheater wurde eine Oper einstudiert, es war die „Carmen“. der Intendant, Bruder des kommandierenden Generals von P. suchte einen Kinderchor. Mein Onkel, der dem Orchester angehörte, meinte, ich könne doch da mit einigen meiner Chorfreunde mitmachen.

Geld gab es keins, aber Freibilletts. Ich war einverstanden, suchte einige Freunde aus der evangelischen Kurrende und die Proben begannen. Vier von den 10 Knaben wurden als Mädchen eingekleidet. alles klappte vorzüglich. Doch schon am zweiten Abend sollte die Katastrophe kommen. Der erste Akt war vorüber, wir hatten Zeit bis zum vierten. Es schellte schon, als plötzlich zwischen einen Chorknaben aus unserem Chor und einem von der Kurrende sich eine Schlägerei entspann, die sich auf der Treppe fortsetzte. Es gab ein Geschrei, das unbedingt im Theater zu hören sein musste. Der als Mädchen verkleidete Junge trug seine Zöpfe in der Hand und blutete aus Nase und Mund. Sein ganzer Rock war rot. Alles, auch die Sänger, mussten zurück in die Garderoben.

Was hatte sich nun zugetragen. Einer von meinen jungen soll zu dem andern gesagt haben „Wenn der Kaiser katholisch wäre, hätten wir schon lange den Krieg gewonnen“. Der Verprügelte wurde herausgenommen und der letzte Akt konnte beginnen. Es sollte für uns alle Jungs auch der letzte

gewesen sein. Die nächste „Carmen“ war 2 Wochen später, aber ohne uns. Das Theater hat andere Kinder genommen und sie auch bezahlt. Vorbei die Freikarten.

Der Vorfall wurde Stadtgespräch und in der evangelischen und katholischen Schule heftig diskutiert. Der große Sündenbock war ich und so flog ich aus dem Kirchenchor. Aber noch eine Strafe sollte kommen. Ich musste den Kirchendienst machen. Wenn ein Priester zu einem Sterbenden gerufen wurde, so ging er im kleinen Ornat und ein Messjunge mit einem Glöckchen begleitete ihn.

So war es auch eines Tages. Wieder waren wir mit dem letzten Trost unterwegs zu einer Sterbenden, als plötzlich ein großes Auto mit einem roten Kreuz neben uns hielt. Der Fahrer sprach einige Wort mit dem Kaplan. Aus dem Wagen hörte man das Stöhnen eines Verwundeten. Es war ein junger französischer Offizier, wie uns erklärt wurde, der nach dem Lazarett auf Oberwerth sollte, aber nach einem Pater rief. Der Begleiter öffnete die Tür und kam heraus. Der Kaplan stieg in den Wagen und ich hinterher mit dem Glöckchen. Es war wie ein Lächeln, als der Soldat den Priester sah. Dieser gab ihm schnell das kleine Kreuz in die Hand und legte die Stola um. Ich reichte das Fläschchen mit dem Öl, während er die Beichte ablegte. Keiner von uns beiden verstand ein Wort und somit konnte auch ich im Wagen bleiben und hörte zum ersten Mal die Beichte eines Anderen. Es kamen nur noch einzelne Worte. Schnell die letzte Ölung. Mit etwas Watte den Kopf, die Hände und als ich die Decke etwas anheben wollte, waren keine Beine mehr da zum salben. Es roch nach Blut. Mir wurde übel. Der Verwundete schwieg. Er atmete nicht mehr. Hastig öffnete der Priester seine Silberkapsel, brach die Hostie in Stücke, denn wir hatten ja nur eine, hob mit zwei Fingern dem Schweigenden die Lippen auseinander und steckte ein Stückchen des weißen Brotes hinein. Wie gebannt schaute ich auf die Lippen. Der Priester forderte mich auf, die Sterbegebete zu sprechen.

Ich konnte nicht, ging hinaus und musste mich übergeben.

Nach einigen Minuten kam auch der Kaplan heraus, strich mir über das Haar und sprach, komm, es wartet noch Jemand. Ich erwachte wie aus einer Betäubung. Es waren nur noch ein paar Häuser. Man hatte uns erwartet und gesehen, dass wir aufgehalten wurden. Als wir in die Kammer kamen, war es zu spät. Die alte Frau war tot. Ich fragte den Kaplan, ob sie denn auch so in den Himmel komme. Er meinte, sie sei schon dort. Die letzte Ölung hat sie schon vor Wochen bekommen. Wer so viel gearbeitet hat, wie diese Hände, der hat den Himmel verdient.

Auf dem Nachhauseweg sprach ich die Bitte aus, ob ich denn die Totenmesse singen dürfe. Er sagte nicht zu und meinte, es wäre ja nur eine stille Messe. Es waren arme Leute. Dies war mein letzter Sterbebesuch. Man hat auf mich verzichtet.

Immer mehr Fragen tauchten in mir auf und immer mehr Antworten blieb man mir schuldig. Als man mir in der Schule sagte, ich dürfe wieder im Kirchenchor singen, lehnte ich ab. Ich hatte die Lust verloren. Selbst bei Pater Martin fand ich keine Antwort mehr. Ich erzählte ihm von all meinem Unglück. Die Sache mit dem Theater und die Sache mit dem armen Verwundeten, der schon tot war, als er die Hostie empfing und dass ich bei der alten Frau nicht singen durfte. Wieso kann ein Kaplan Sünden vergeben, wenn er die Beichte nicht versteht. Wieso hat man kommuniziert, wenn die Hostie nur zwischen den Lippen ist und man nicht mehr lebt? Ob er schon tot war, sprach zu mir der Pater, kannst Du nicht wissen und Gott versteht jede Sprache. Dann braucht er doch den Kaplan nicht.

Pater Martin war heute nicht aufgelegt mit mir zu debattieren. Wie von ungefähr fragte er mich, ob ich ihm nochmal die römische Münze leihen wolle, vielleicht könne er jetzt etwas über sie herausbekommen.

Ich war in größter Verlegenheit, denn ich hatte sie vor einigen Wochen bei unserem Schlachtfest durch eine dumme leichtfertige Wette verloren und mir keine Mühe gegeben, sie wieder zu bekommen.

Bei einem Schlachtfest hast Du sie verwettet? Der Pater schaute mich verständnislos an. So musste ich ihm nun die ganze Sache erzählen.

Während des Krieges lag in der Lach, einem Nebenfluss des Rheins im Süden der Stadt ein großer Elevator, der das Getreide zum Lüften oder Umladen von einem Kahn in den anderen pumpte. Hierbei kamen auch die Spatzen nicht zu kurz. Als uns einmal ein Verwundeter, der aus Russland kam, erzählte, dass er dort Spatzen gefangen und gegessen hätte und dass man in Italien auch Vögel esse, fassten wir den Plan dasselbe zu tun. Erst beobachteten wir, was für Vögel in die Kähne einflogen. Dann begannen wir aus alten Gardinen und feinen Fischnetzen eine regelrechte Falle zu bauen. Das Netz hatte die Länge einer Ladeluke und war zweimal so breit. Das Kochrezept war folgendes: Dem Spatz dreht man den Kopf ab und steckt ihn, indem man ihn an den Beinen festhält, in kochendes Wasser. Jetzt kann man mit einmal Überstreifen alle Federn entfernen. Ein kleiner Schnitt wie bei einem Huhn, ein kleiner Druck und alles ist sauber. Flügel und Füßchen werden abgeschnitten. Im kalten Wasser waschen, mit Salz auf die Pfanne und sie sehen aus wie lauter kleine Hühnchen.

Der Pater kam aus dem Staunen nicht heraus. Unser höchster Fang waren 64 Spatzen. Das waren 3 Pfannen voll. Auf jede Pfanne gehen 22 bis 24 Tiere und da hatten 3 Jungs satt daran. Die Vögel waren fett wie die Tauben. Geschlachtet und gebruzzelt wurde gleich auf dem Elevator. Pfanne, Salz, Holz und Hunger brachten wir selbst mit. Finken, Hänflinge usw. bekamen die Freiheit. Die Sperlinge mussten dran glauben. Es ging wochenlang. Die Spatzen wurden nicht alle.

Einer stand still unten im Kahn und wartete, bis 3 Pfannen voll drin waren. Dann warfen wir die Netze über die Luke und unten wurde nun Krach gemacht. Es dauerte Sekunden und alles hing im Garn.

So waren wir eines Tages zu den Kähnen unterwegs, als mein Freund Michel sagte, heute habe ich einen Hunger, dass ich eine Pfanne allein ausesse. „Ich wette meine Münze dagegen, dass Du das nicht kannst“. Zwar reute mich sofort das Wort, aber alle hatten es gehört. So begann mein Unglück. 22 Sperlinge waren auf der Pfanne. beim achtzehnten begann er zu würgen und wurde rot im Gesicht. Mir wurde schlecht, denn ich hatte schon 7 gegessen und war satt. Vier verließen mit grünen Gesichtern den Kahn. Nur ich blieb oben, um zu sehen, ob ich die Wette verlöre. Ich habe sie verloren. Die Schiffersfrau staunte über unsere Flucht und rief uns nach, die Pfanne wegzuräumen. Michel konnte nicht laufen, er saß am Steg und übergab sich ins Wasser. Ich selbst hatte das schon selbst über Bord getan. Da ich die Münze nicht bei mir hatte, gingen 3 mit mir nach Hause, damit ich auch mein Wort halte. Nach kurzer Zeit waren wir zurück und ich meine Münze los. Wir gingen auf den Kahn, legten das Garn zusammen und packten unsere Pfanne weg. Der Schiffersfrau brachte ich einige Köpfe Salat, Zwiebeln und Grünkram und versprach ihr noch mehr, wenn sie alles gut aufhebe. Sie lachte und war einverstanden. Nach 2 Wochen waren wir wieder da.

Michel war es, der wieder damit anfing. Er hatte noch 4 Geschwister und sagte, dass sie schon 2 Wochen mit dem Brot voraus sind und der Bäcker nichts mehr geben will. Er hat mir auch versprochen, meine Münze wiederzugeben. Leider hätte er sie verlegt oder seine kleine Schwester damit gespielt.

So ging denn die Vogeljagd aufs Neue los. Wieder waren 22 auf der Pfanne. Diesmal war Michel zuerst dran und ohne mit der Wimper zu zucken hatte er sie in wenigen Minuten verzehrt. Auch wir bekamen Appetit, aber mehr als 7 schaffte keiner. Die Schiffersfrau sah uns erstaunt zu. Sie sprach heimlich mit dem Militärposten, der die Kähne bewachte. Dem Mi-

chel gab sie ein Brot mit für seine Geschwister. Denn wir mussten ihr erzählen, dass sie 2 Wochen kein Brot haben werden.

Noch am Abend in der Dunkelheit haben wir alle sechs einen großen Sack Weizenkörner zu Michels Eltern geschleppt. Der Sack stand schon am Steg, der Posten war nicht da. Es war der Weizen, den die Spatzen gefressen hätten, wenn wir sie nicht daran gehindert hätten. Somit konnte es keine Sünde und auch nicht gestohlen sein.

So Pater Martin, das ist die Geschichte von unserem Schlachtfest und wie ich meine Münze verwettet hatte.

Der Pater schwieg eine ganze Weile. Als er mit einem Schmunzeln fragte, Habt Ihr auch den leeren Sack zurückgebracht oder glaubt ihr, dass den auch die Sperlinge gefressen hätten, wenn sie am Leben geblieben wären? An den Sack hatten wir nicht gedacht und ich gelobte, ihn zurückzubringen, wenn er leer ist.

Der Pater ging an ein Regal und entnahm ein Buch. So, sagte er, geh zu Deinem Freund und tausche dieses Buch gegen die Münze ein. Ich schenke es ihm und von dem Buch hat er mehr als von der Münze.

Am anderen Abend brachte ich dem Pater die Münze und ließ sie dort, ohne zu bemerken, dass ich meine Glücksmünze schon wieder weggegeben hatte.

Mein ganzes Unglück begann mit dem Tag der verlorenen Wette. Die Prügelei im Theater war vergessen und wir hatten uns mit den Jungs von der Kurrende ausgesöhnt. Mein Onkel besorgte mir heimlich Freikarten fürs Theater. Es gab dort Schauspiel, Oper, Operette und Konzerte. Langsam war ich stiller Kunde auf dem Sitz eines Feuerwehrmanns, dem ich versprochen habe, ihn zu wecken, wenn es brennt. Der richtige Feuerwehrmann war eingezogen und im Krieg. Der neue war schon 67 Jahre alt. Zweimal war er von seinen Seitenklappstuhl im Schlaf heruntergefallen, weil ja da keine Rückenlehne dran war. Einmal hat er so geschnarcht, dass der Kapellmeister sich umgedreht haben soll. Oft sah mein Onkel zu mir hinauf, ob ich noch da bin. Als er aber einmal sah, dass ich die Feuerwehrmütze auf dem Kopf hatte, die ich dem Alten im Schlaf hinter der Garderobe entliehen hatte, gab es nach der Vorstellung eine Ohrfeige.

Mit meinen Freunden hatte ich ein Abkommen geschlossen. Für einen Groschen verkaufte ich abends meinen Sitz, wenn es ein Stück gab, das ich schon kannte. Für den Feuerwehrmann mussten sie eine Zigarre mitbringen.

Doch zurück zu dem Tag, als ich meine Münze wieder vergab. Es war ein Samstag. Am Sonntag war im Gesellenhaus der Vorstadt eine Theatervor-

stellung. Die Gesellen und Mitglieder des Jünglingsvereins spielten ein mittelalterliches Stück „Verräter umgarnt“. Meine vier Freunde aus der Kurrende, die alle auf das Gymnasium gingen, hatte ich eingeladen. Der Eintritt war frei und es wurde an 3 Sonntagen wiederholt. Die heutige Vorstellung war die letzte. Im 2. Akt hieß es in einer Szene „Achtung hier Burgwache, wer dort und wie heißt die Parole?“ Darauf antwortet der Angerufene: „Parole: Allweg Gut Zollern“. In dem Moment springt einer meiner Freunde auf und ruft: „Alles Lüge, in Wirklichkeit seid Ihr gegen den Kaiser und gegen die Hohenzollern und überall erzählen die katholischen Kapläne:“ „Wenn wir den Krieg gewonnen haben wird der Kaiser katholisch“.

Es gab einen Tumult. Zwar gab es im Haus keine Prügelei, dafür sorgten die Geistlichen. Aber auf der Straße waren noch lange heftige Streitereien. Die Polizei wurde gerufen und es wurden Personen festgenommen. Schauspieler in Ritterrüstungen und Papphelmen und zwei als Burgfräulein verkleidete Bäckergesellen ärgerten einen Schutzmann, den sie schon lange auf der Rube hatten. Die Zuschauer, welche im Saal nicht auf ihre Kosten kamen, suchten sich auf der Straße schadlos zu halten. Der Verleiher der Ritterrüstungen, der am letzten Abend schon da war, um die Requisiten wieder abzuholen, lief schimpfend auf der Straße umher, um sie wieder zu bekommen. Die Geistlichen hatten sich zurückgezogen. Meine vier Freunde aus der Stadt waren längst auf und davon. Mir war, als habe man überhaupt vergessen, warum man auf der Straße war. Die Darsteller gingen wieder in den Saal. Jeder gab seine Rüstung ab. Die letzten Krakeeler verzogen sich, das Spiel war aus, jedoch nicht für mich.

Es war bekannt, dass ich die vier aus der Stadt in den Saal gebracht hatte. Das erste Verhör war am nächsten Tag in der Schule. Zu meinem größten Erstaunen gab es keine Vorwürfe, keine Drohungen. Die ganze Angelegenheit wurde auch nicht von den Geistlichen, sondern von meinem Lehrer und vom Schuldirektor geführt. Drei Tage später war eine Zusammenkunft im Stadthaus. Dort traf ich auch Pater Martin, dem ich vorher alles vorgebracht hatte. Anwesend war auch mein Lehrer, mein Rektor, alle Jungs, welche damals in der „Carmen“ mitgesungen haben, Zwei Sänger vom Stadttheater und der Intendant. Der Präses vom Gesellenverein vertrat das Fachhaus der Vorstadt, in dem die Theatervorstellung stattgefunden hat. Nach kurzer Zeit kam eine Ordonanz vom kommandierenden General in Uniform und dieser führte das Protokoll. Jeder hatte nur auf Fragen zu antworten. Mit uns Kindern war es nicht so schlimm, wir durften länger erzählen.

Als wir Jungens alles gesagt hatten, wurden wir nach Hause geschickt. Keiner von uns hat je erfahren, was bei all dem herausgekommen ist. Selbst Pater Martin schwieg, als ich mal etwas wissen wollte. Mein Lehrer hat niemals mehr davon gesprochen. Man schwieg und vergaß.

Die Not des Krieges nahm zu. Längst ruhten die ersten Opfer der Fliegerangriffe auf der Karthause. Den jungen toten Franzosen habe ich oft an seinem Grab besucht. Er ruht dort, wo auch schon 1871 die hier gestorbenen Gefangenen begraben liegen. Eine Totenmesse habe ich nicht mehr gesungen. Auch kein Hochamt. Seit Monaten meide ich meine Pfarrkirche. Mein Beichtvater war Pater Martin. Viele Abende war ich bei ihm und seinen Büchern. Einmal kam er mit auf dem Kahn, um sich unsere alte Vogelpirsch anzusehen. Spatzen gab es fast keine mehr und der Weizen in den Kähnen wurde immer knapper. Die Getreidekähne wurden seltener. Oft lag der Elevator wochenlang allein. Die Sperlinge verzogen sich. Wo kein Wild, da auch kein Jäger. Für Pater Martin fiel bei dem Spaziergang ein Päckchen echten holländischen Tabaks ab, den er von der Schiffersfrau geschenkt bekam. Der Schiffer selbst rauchte nicht. Er hatte seinen Priem, von dem der Priester nichts wissen wollte.

Viel Wasser ist nun in diesem Krieg schon den Rhein hinunter geflossen. Es ist Ostern 1918. Seit 3 Tagen bin ich aus der Schule entlassen. Morgen ist Sonntag und nach alter Sitte treffen sich alle Schulabgänger in St. Castor zur gemeinsamen Schlussmesse. Wir alle wissen, es wird das letzte Mal sein, dass wir uns alle sehen. Damals stand Pater Martin dort auf der Kanzel. Heute spricht der Pastor von Castor den letzten Segen. Ich selbst blieb stumm während des ganzen Gottesdienstes. Meine Freunde wurden von ihren Eltern oder Geschwistern vor der Kirche erwartet. Ich selbst war allein, auf mich wartete hier niemand. Zum Mittagstisch war noch Zeit. So schlenderte ich rheinaufwärts bis zur Schiffsbrücke und sah dem regen Treiben auf dem Wasser zu.

Ich mochte so eine längere Zeit verbracht haben, als ich so ganz zufällig in meine Hosentasche griff. Dort trug ich ja nun schon lange wieder meine alte Münze mit mir herum. Ich hatte sie heute extra in meine Sonntagshose gesteckt. Nun hielt ich sie in meiner Hand und so ganz nebenbei fiel mein Blick darauf. Für den Moment einer Sekunde schien mein Herz still zu stehen. In der Hand hielt ich ein 2-Pfennig-Stück. Ich war wie gelähmt. So lag die römische Münze jetzt anstatt dieser 2 Pfennige im Klingelbeutel. Auf dem schnellsten Weg sofort zurück nach St. Castor. Eine Seitentür ist auf. Keine Seele zu sehen, die Kirche ist leer. Die Sakristei zu. Mein Klopfen hallt durch den Raum. Auch die Außentür der Sakristei ist verschlossen.

Das Pfarrhaus von St. Castor liegt einige hundert Meter von der Kirche entfernt. In schnellem Lauf jage ich über den Platz und klingele an der Pforte. Erst nach mehrmaligem Wiederholen öffnet ein junger Geistlicher, dem ich seinen Unmut ansehe, dass er bei Tisch gestört wurde. Er schaut mich, der ich ganz außer Atem bin, erstaunt an. Ich bat ihn um Entschuldigung und erklärte ihm, dass ich soeben eine falsche Münze in den Klingelbeutel geworfen hätte. Ärgerlich sagte er: „Und darum machst du so einen Krach, das kommt doch täglich vor“. Ich erklärte ihm, dass es eine besondere Münze sei. Er hieß mich eintreten und kam nach einiger Zeit mit einem älteren Geistlichen zurück. Ich sagte, dass man die Münze gleich erkennen könne, da sie ja ganz blank sei. Er meinte, die Kollekte kommt gar nicht ins Pfarrhaus, sondern ins Kirchensteueramt am Plan. Ich dankte für die Auskunft und marschierte dorthin. Hier war es tatsächlich so wie beschrieben. Man erzählte mir, dass das Kupfer von allen Kirchen schon gezählt und zusammen geschüttet sei. Aber erst Montag Nachmittag zur Sparkasse gebracht wird. Vor mir stand der Leinensack verschnürt und verplombt. Es war sinnlos, hier weiter zu reden.

Wie ich heimgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich saß auf der Denkmaltreppe an der Mosel. In der Hand hielt ich ein 2-Pfennig-Stück. Wie in Gedanken entfiel es mir in den Fluss. Ich hatte es kaum bemerkt - oder hatte ich es gewollt? Seltsame Gedanken kamen in mir auf. Die alte Münze hatte ich dem neuen Gott geopfert und die neue Münze soeben den alten Göttern.

Was konnte ich denn nun noch falsch machen? War das noch Glaube oder schon Aberglaube. als Antwort schlug es vom nahen Turm 2 Uhr.

Zu Hause erzählte ich, dass ich bei einem Freund zu Mittag gegessen hätte und man hat mir geglaubt. Ich trank ein wenig Wein, aß etwas Kuchen, erklärte ich sei krank und ging zu Bett.

Noch einmal kam mir der Satz in den Sinn, dem ich den jungen Priester sagte: „Die Münze muss man gleich finden, denn sie ist ganz glatt geputzt“. War das noch so? **Nein** - seit langer Zeit war sie braun wie jeder Pfennig. Ich hatte meine Glücksgöttin schlecht gepflegt. Über all diesen Sinnen muss ich schließlich doch eingeschlafen sein. Plötzlich in der Nacht wurde ich wach. Ein Gedanke jagte mich, es gibt noch eine Hoffnung. Pater Martin. Er allein in dieser Stadt weiß, was diese Münze wert ist. Man könnte sich darauf berufen, dass sie in der Zeitung abgebildet war. Aber wenn andere wissen, dass sie so selten ist, wird man sie nicht beiseite schaffen. Zweifel und neue Pläne. Morgen ist Montag. Ich wusste, dass Pater Martin an diesem Tag seine stille Messe um 6 Uhr an dem kleinen Sei-

tenaltar hielt, der das Bild des Ordensstifters Ignatius von Loyola trägt. Zu seiner Messe werde ich gehen und ihm dann alles erklären. Er wird mit mir gehen zum Plan ins Steuerhaus und den Herren erklären, was eine römische Münze wert ist und die Herren werden den Kupfersack umkehren müssen und wir werden sie finden. Ich werde ein 2-Pfennig-Stück dazutun. Mit diesen Gedanken erwartete ich den Morgen. Die fünfte Stunde war vorüber. Ich erklärte, dass ich um 6 Uhr bei Pater Martin in der Messe sein möchte. Den Beginn des Gottesdienstes konnte ich nicht mehr schaffen. Zu dieser Zeit war die Kirche leer. Besonders Montags. Ich machte die wenigen Schritte durch das Halbdunkel und stand vor der Altarnische.

Wie erschrocken war ich. Vor mir der Rücken eines anscheinend ganz jungen Priesters mit tiefschwarzem Haar, darin eine neue helle Tonsur.

Der Ritus der Messe gebot ihm, sich um zu drehen. Wir sahen uns beide an. Sollte ich mich geirrt haben und Pater Martin seine Messe hier später lesen? Ich wartete das Ende des Gottesdienstes ab. Nie werden wir beide diesen vergessen, der junge Priester nicht und auch ich nicht.

Er war es, der mich zuerst ansprach. Ich erklärte ihm, dass ich den Pater Martin hier erwartet hätte. Eine Weile schaute er mich tieftraurig an, um dann etwas härter als gewollt zu mir zu sagen: „Pater Martin ist um Mitternacht verstorben“. Ich stand wie versteinert.

Der Priester war gegangen. Den Gruß muss ich überhört haben. Wie lange ich dort verharrte, weiß ich nicht. Ein junger Pater riss mich aus meinen Gedanken mit den Worten: „An diesem Altar finden keine Messen mehr statt. Gehen Sie bitte zum Hauptaltar“.

Der Pater hat „Sie“ zu mir gesagt. Kann man denn in einer halben Stunde zum Mann werden? Langsam ging ich dem Ausgang zu. Zum letzten Mal in meinem Leben kam ich aus einer Messe. Die seltsamste meines Lebens. Ein Priester und ein Gläubiger. Als Kind habe ich dieser letzten Messe beigewohnt und als Jüngling habe ich diese Kirche verlassen.

Als ich auf der Straße stand, schlug die Uhr die siebente Stunde. Wie lang kann eine Stunde sein und was in ihr geschehen. Vergessen war, warum ich gekommen. Die Münze war auf Jahre meinen Gedanken entschwunden.

Das von Bruder Martin entliehene Buch werde ich einen der Pater zurückgeben. Mit diesem Gedanken langte ich zu Hause an.

Im Flur hing ein feldgrauer Mantel und eine Soldatenmütze. Als ich in die Stube kam, war mein Vater ganz überraschend gekommen. Zuvor sei zu sagen, dass ich seit meinem vierten Lebensjahr im Hause meiner Großeltern lebte und erzogen wurde, da ich mit vier Jahren die Mutter verlor. Die Begrüßung war wenig herzlich, denn ich hatte meinen Vater im Leben wenig

gesehen. Ich selbst stand noch ganz unter dem Eindruck der letzten beiden Stunden. Noch sagte ich kein Wort von dem Erlebnis dieses Morgens. Mein Vater hatte im Jahr zuvor wieder geheiratet und in Berlin einen neuen Hausstand gegründet.

Man hatte Familienrat gehalten und ich erfuhr, dass ich nach Berlin in die Lehre müsse. Das alles kam zwar nicht überraschend. Mein Vater hatte nur wenige Tage Urlaub. Es war Montagmorgen. Am Mittwoch um Mitternacht fuhr der Zug. Das alles hatte ich stehend angehört.

Nun hat es begonnen, das große Abschiednehmen. Von einem alten guten Freund hatte ich ja nun schon in der Frühe Abschied genommen. Aus der Schule vor 3 Tagen. Von meiner Kindheit war ich verabschiedet, als ich vor einer Stunde aus der Tür der Jesuitenkirche trat. Als wir gemeinsam am Frühstückstisch, saßen erzählte ich mein Erlebnis dieses Morgens und den Tod von Pater Martin.

Während des ganzen Tages besuchte ich Schulfreunde und Bekannte, um ihnen Lebewohl zu sagen. Am Dienstag machte ich noch eine kurze Bahnreise zu Verwandten, von der ich erst am Mittwoch zurückkam. Um diese Zeit wurde in der Stadtparkasse eine ungültige Kupfermünze aussortiert, welche man später der Sammlung des Museums übergab.

Die Totenmesse für den alten Pater hatte ich versäumen müssen. Dessen Buch hatte meine Großmutter mit anderen Büchern schon eingepackt. Mit allen guten Wünschen und Ermahnungen wurde ich von meinen Großeltern verabschiedet. Eine ungezwungene Kindheit ohne Sorgen und mit jeder nur denkbaren Freiheit war vorüber. Eine Kinderstube habe ich nie gehabt. Solange ich denken konnte, war ich zwischen alten Leuten ohne Geschwister und etwas verwöhnt. Seit meinem zehnten Lebensjahr lebte ich schon in der Welt der Bücher. Diese Leidenschaft teilte ich mit meinem Großvater. Seit vier Jahren durfte ich ihm die Pfeife stopfen und anzünden. Sehr zum Leidwesen meiner Großmutter. So habe ich denn auch schon sehr früh der Raucherei mit Wonne gefrönt. Eins durfte nie geschehen. Nie durfte es eine Zigarette sein.

Im Bücherschrank stand ein Buch von Kügelgen: „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“. Es beginnt, wie ein alter Großvater mit seinem Enkel auf einem Bärenfell liegt und mit diesem gemeinsam aus tonernen Pfeifen Tabak raucht und über die Welt philosophiert. Eines Tages jedoch sollte ich das Rauchen auf lange Zeit aufgeben. Ein Soldat schenkte meinem Opa Strangkanaster, den man erst kleinschneiden musste. Die erste Pfeife von diesem Zeug war für mich ein durchschlagendes Ereignis. Ich sollte schon lange in der Lehre sein, ehe ich wieder zum Tabak griff. Noch ein-

mal dachte ich zurück an meine letzte Krankheit und mit welcher Liebe mich meine Großeltern pflegten.

So ging ich wortlos an der Seite meines Vaters. Es war kurz vor Mitternacht, als wir zum Bahnhof kamen und ich die Gedanken an die Vergangenheit zurückdrängen musste. Als wir auf dem Perron ankamen, war vorn auf demselben ein sonderbar reges Leben. Im Kreis von Eisenbahnern und Priestern stand auf einem Gepäckkarren ein schwarz verdeckter Sarg. Dies sah ich im Vorbeigehen. Mein Vater drängte zur Eile. Der Zug fuhr leer ein. Ich hatte dann doch noch Zeit, zum Packwagen zu gehen. Hier sah ich, wie die Eisenbahner in einem Sonderwagen einen Sarg hinein hoben. In den Priestern erkannte ich den Hochpater der Jesuiten, der mit weiteren drei Brüdern den Sarg begleitete. Jetzt war mir klar, ohne zu fragen. Der Tote war Bruder Martin. Er wurde in die Heimat gebracht. Die Abfahrt sollte sich verzögern. Ein endlos langer Zug mit großen roten Kreuzen durchfuhr den Bahnhof und lag vor uns. Mit Tränen ging ich zurück. Ich nahm den Blumenstrauß, den mir meine Großmutter mitgegeben hatte und bat den Hochpater, ihn auf den Sarg zu legen. Es war der einzigste Blumenschmuck. Jetzt erkannte mich einer der Priester, der zur Totenwache gehörte. Es war jener, der am Montag früh die Messe anstelle des toten Bruders Martin gehalten hatte.

Die Abfahrt sollte sich um eine ganze Stunde verzögern. In dieser Zeit erzählte ich ihm die Geschichte meiner Freundschaft. Er erklärte mir, dass die Leiche in eine Familiengruft in einem Schloss zu Nassau überführt werde.

Der Weg in mein neues Leben sollte mit einer Totenwache beginnen. Bis kurz hinter Wetzlar hielt ich mich bei den Paters auf.

Es war gegen Morgen, als der Zug auf einer kleinen Station hielt. Mein letzter gemeinsamer Weg mit meinem toten Freund war zu Ende. Die stumme Zwiesprache war aus. Ich ging zurück zu meinem Vater. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Am offenen Fenster sah ich, wie der Totenzug sich entfernte.

Jenen Stummen im Sarg nahm die Nacht auf. Er ging ins Reich der Schatten. Ich fuhr hinein in den jungen Tag, in die Jugend, in ein neues Leben.

## **II. Teil**

### **Der Venezianische Spiegel**

Jahre gehen, Jahre kommen.

Seit sechs Jahren hat mich die Großstadt aufgenommen. Seit zwei Jahren bin ich Kaufmannsgehilfe. Ein großes Bankhaus war meine Ausbildungsstätte. Hier erlebte ich das Ende des Krieges.

Und alles, was danach kam. Die Inflation. Hatte gesehen wie anständige Kaufleute zu Lumpen wurden. Jene Zeit zügelloser Spekulation, Betrug und Gaunereien. Die Zahlenlawine, als hinter dem Nichts 15 Nullen standen. Rund um mich wurde spekuliert. Zwar war ich Kaufmann, aber dieses Treiben hat mich nie berührt.

Meine Kollegen kannten meine Schwächen für die Altertumsforschung und meine Verehrung für Schliemann. Oft foppte mich mein Kollege B. „Kaufmann bist Du nun, wie Schliemann. Jetzt wird es aber Zeit, dass Du zu Geld kommst, damit Du auch Schatzsucher werden kannst“. Zwei Wochen später zog man ihn tot unter den Rädern eines U-Bahn-Zuges hervor. Er hatte eine hohe Summe fremden Geldes verspekuliert. Mit 20 Jahren sein Leben weggeworfen. War etwas Geld übrig, kaufte ich Bücher. Neue oder auch antiquarische, je nach Geldbeutel. Was die Museen ausstellten wurde mir geläufig.

1922, zum hundertsten Geburtstag Schliemanns, gab das Museum Kopien vom trojanischen Goldschatz heraus. Eine dieser Kopien war in den Besitz eines Bankiers gekommen. Durch die Geschäfte wurde es mir bekannt und ich bat ihn, mir die Kopie zum weiteren Kopieren zu überlassen. In seiner Wohnung entdeckte ich auch eine Münzsammlung, teils Originale, teils Kopien. Dass Münzen kopiert wurden, war mir neu. Er war erstaunt über meine Kenntnisse in römischen Stücken. trotz unserer Altersunterschiede wurden wir bald Freunde. Seinem Vorschlag, in seiner Bank tätig zu sein, willigte ich nur zu gern ein. Ein Jahr Arbeit lag hinter mir, als die Kopie fertig war. Der lanzettenförmige Kopfschmuck war am besten geraten. Oft war ich im Museum, um meine Arbeit mit den Originalen zu vergleichen.

So bemerkte ich Sonntags eine junge Dame, welche in dieser Abteilung Kunstdruckkarten der hier ausgestellten Exponate verkaufte. Natürlich war darunter auch Troja-Schmuck von Schliemann. Jeden Sonntag wartete sie auf mich und auf den Fortgang meiner Arbeit. Sie war Studentin und in der Nähe von Wien zu Hause. An einem Sommersonntag sah ich sie nicht. An ihrer Stelle machte eine Kollegin für sie Dienst. Dieser war eine Ehrensache und wurde nicht bezahlt. Auf diese Weise erfuhr ich, dass die Wienerin viele Sonntage für andere Studienkollegen den Dienst versah, um mich zu treffen und das Ergebnis meiner Arbeit zu sehen. Sollte hinter uns Beiden mehr stehen als nur die gemeinsame Liebe zur Kunst? Wäre ich ohne sie schon so weit mit meiner Arbeit?

Zwei Monate kannten wir uns schon. Namenlos. Ich wusste, sie war Wienerin und sie erfuhr, ich sei Rheinländer. Von der Kollegin erhielt ich Name und Anschrift und ließ mich bei ihr anmelden. Dort traf ich auch die Studienkollegin. Sie wohnten in einem gemeinsamen Zimmer am Lützowplatz. Auf meine Anrede, Fräulein Stephani, wehrte sie ab. „Wenn schon Vorname, dann bitte Steffi“. Ich stellte mich vor mit den selben Worten, wenn schon Vorname, dann nicht Johann, sondern Hans.

Ein Besuch bei einer Kranken soll nicht lange dauern. Als ich wieder auf der Straße stand bemerkte ich, dass der letzte Teil meiner Arbeit, die zweite Reihe des Lanzettenkopfschmuckes, oben liegen geblieben war. Ich hatte vergessen, ihn zu zeigen. Nun ja, ein Grund mehr in den nächsten Tagen zum Lützowplatz zu pilgern. Bei meinem dritten Besuch öffnete die Zimmerwirtin mit froher Miene und verriet, dass ich schon erwartet werde.

Fräulein Lucie, ihre Studienkollegin, war noch in der Akademie. Steffi saß in einer Sofaecke, eingehüllt in warme Decken. Der Tisch war gedeckt für zwei. Neben der Kaffeekanne stand ein echt Wiener Gugelhupf, noch warm aus dem Ofen. Alles auf die Minute fertig. Dabei war ich unangemeldet gekommen. Es war mir ein Rätsel, wieso man hier wusste, dass ich kam. Hinter das Geheimnis sollte ich erst Monate später kommen. Auch die Wirtin, welche wir zum Kaffee eingeladen hatten, bekräftigte, dass der Kuchen 10 Minuten nach Bankschluss fertig war. Wie bestellt.

Nach 14 Tagen war Steffi wieder gesund und begab sich zu den Vorlesungen. wir sahen uns oft. Ihren Plan, ein Semester in Düsseldorf und eins in München zu belegen, gab sie auf. Als ich davon durch Lucie erfuhr, bat ich um Auskunft. Es half kein Zureden. Ich eröffnete ihr, dass ich mit ihrem Professor reden wolle.

Am nächsten Tag gingen wir gemeinsam hin. Bei meiner Vorstellung gab es für mich eine Überraschung. Ich glaubte vor Bankier G. zu stehen. Allgemeine Heiterkeit über meine Verblüffung. Es war sein Zwillingsbruder. „Sehen Sie junger Freund, nun wissen sie, wo mein Bruder seine Kenntnisse in der Kunst her hat. Ich sammle Münzen, er sammelt Geld. Meine Münzen sind seit Jahrtausenden in Kurs. Sein Geld in drei Wochen wertlos“.

Ich fragte ihn scherzhaft, ob ich bei seinem Bruder aufhören und bei ihm anfangen soll. Mit einem Blick auf Steffi sprach er: „Warum zweimal daselbe, neben ihnen steht doch die Kunstkennerin und wie mir von meinem Bruder berichtet wurde, treiben sie doch seit einiger Zeit nicht nur Kunststudien“.

Steffi wurde verlegen und rot bis in ihr blondes Haar. Ich selbst war ärgerlich. Der Professor bemerkte es und lenkte ein. „Sehen Sie, ich weiß, warum sie beide gekommen sind. Fräulein Steffi ist meine beste Schülerin. Ich gab ihr den Rat, das Studium hier in Berlin zu vollenden und bei mir ihr Examen zu machen“.

Mir schlug das Herz bis zum Hals. Im Innersten meiner Seele hatte ich gehofft, dass Steffi aus Liebe zu mir in Berlin bleiben wolle. Nun war es nur der Wunsch des Professors. Steffi sah mir meine Enttäuschung an. Der Professor schaute, die Situation erkennend, uns beide an und lud uns zu einer Flasche Wein in die Mensa ein. Steffi trank Wein gemischt mit Tränen. Ich weiß nicht mehr wie es kam, plötzlich tauchte Lucie an unserem Tisch auf. Ich selbst, erfreut, die leidliche Stimmung aufzuhellen, bat den Professor, mit uns gemeinsam noch eine Flasche zu trinken. Lucie hatte mich als Landsmann mit einem Kuss auf der Wange begrüßt. Das tat sie immer, selbst jetzt, im Beisein des Professors. Sie trank mit einem Zug den Rotwein aus und ließ sich von einem jungen Studenten entführen.

Steffi schaute ihr etwas gram hinterher. Sollte sie ein wenig eifersüchtig auf ihre Freundin sein? Der Professor, angeregt durch den Wein, wurde aufgeschlossener. Wissen sie, junger Freund, wie man Sie in ihrem Bankhaus nennt? Ich wusste nichts. Nun, man nennt Sie den Messing-Schliemann. Was sollte ich da sagen. Mein Steckenpferd war ja bekannt. Nehmen Sie es nicht übel. Sehen Sie und er griff in die Rocktasche und zeigte mir eine Karte. Auf ihr war die Gattin Schliemanns, eine geborene Griechin mit dem goldenen Haarschmuck aus dem wieder gefundenen Troja abgebildet. Meinen Sie, dass das Haar, auf dem der Schmuck ruht, immer schwarz sein muss? Glauben Sie nicht, dass es einer Blondine auch ganz

gut steht? Das echte Gold wäre natürlich in diesem Fall im Haar und nicht im Schmuck.

Der Professor wurde abberufen und verabschiedete sich. Die Vorlesung des Tages war nicht überaus wichtig, wie mir Steffi eröffnete. Ich selbst hatte mir dienstfrei genommen.

An diesem Tag habe ich Steffi bei meinen Eltern als meine Braut vorgestellt. Ein Telegramm ging zur Wiener Neustadt. Den Abend beschlossen wir in der Oper. Diese Nacht musste Lucie allein schlafen. Am anderen Mittag bezahlte ich eine Hotelrechnung.

Monate sind seit jenem Tag vergangen. Fräulein Lucie ist ausgezogen, ihr Bett blieb stehen. Es wurde nie benutzt. Die Kaffeestunde verbringen wir, wie beim ersten Mal, immer zu dritt.

Den Kuchen backt jetzt Steffi. Zum Abend gibt es eine Flasche Rotwein von der Sorte, in die damals die Tränen fielen.

Unsere Verlobung hatten wir in der Bank und auf der Akademie geheim gehalten. Erst wenn der Schmuck fertig sei, wollten wir sie bekanntgeben. Heute war nun der Tag. Von einem Vergolder kam die Kopie zurück. Der Preis war, gerechnet an der Arbeit, noch erträglich. Ein Vergleich war für mich enttäuschend. Während das Tombakblech fast in der Farbe dem Original ähnelte, war jetzt die Vergoldung zu hell. später wurde durch chemische Behandlung der richtige Ton getroffen. Vergoldet war nur der Kopfschmuck. Alles andere blieb in der Tombakfarbe. An diesem Abend gaben wir die geliehene Kopie zurück.

Als wir zur Wohnung des Bankiers kamen, war eine kleine Gesellschaft aufgeboten, uns zu empfangen. Die beiden Brüder, der Bankier und der Professor, standen nebeneinander, zum Verwechseln ähnlich. Auch Lucie war anwesend und ihr Gegenwärtiger.

Sodann mein Bankvorsteher mit seiner Frau. Er war der Erfinder des Messing-Schliemanns. Doch das habe ich erst später erfahren. Beide Kopien liegen nun nebeneinander auf einem blauen Tuch. Der Kopfschmuck war noch etwas zu hell, aber die Arbeit konnte jeder Prüfung standhalten. Während die Lanzetten bei der staatlichen Kopie gestanzt waren, hatte ich jede einzelne mit der Hand gefertigt. Nachdem die erste Kopie wieder an ihren Platz kam, erschien der Professor und legte Steffi den Kopfschmuck auf. Jetzt gaben wir uns als Brautleute bekannt. Der Professor hatte es wahrscheinlich geahnt oder Steffi hat es ausgeplaudert. Von nun an trugen wir unsere Ringe.

Nach einem kleinen Abendbrot und einigen Glas Wein verkündete der Professor, dass sein Bruder die Kosten des Vergoldens übernommen habe. die-

ser wusste zwar nichts davon, hat aber das Wort seines Bruders eingelöst. Der Professor war unvermählt und hatte seine Sammlung bei seinem Bruder. Er selbst, so sagte er, habe keinen Platz.

Vor mir lag ein katalogartiges Buch mit dem Titel „Altrömischer Schmuck in italienischen Kirchen“. Schon etwas ermüdet blätterte ich in den Seiten. Plötzlich sah ich vor einem schwarzen Hintergrund eine goldene Kette aus großen Münzen. Links die Vorderseite, rechts die Rückseite. Eine dieser Münzen, es waren im Ganzen 17, war von besonderer Art. Sie schien nicht zu den übrigen zu gehören, war nachträglich in die Kette eingefügt und trug in alt-italienischer Sprache die Worte „Ich liebe Dich“. Zwar fiel die Münze zuerst ins Auge. Jedoch die daneben machte mich plötzlich hellwach. Es war das Bild jener, welche ich einst in der Mosel fand. Ein Irrtum war nicht möglich. Beide Seiten stimmten genau überein. Als Unterschrift der Kette las ich: „Venedig. Schmuck der Madonna, Klosterkirche. Madonna im Kapitol. Geschenk eines Goldschmiedes, Herkunft unbekannt.“ Hier war nun ein Buch, in dem eine Münze, die in allen Fachbüchern fehlte, aufgeführt.

Jetzt musste doch das Geheimnis zu lüften sein. Ich legte dem Professor die Abbildung vor und erwähnte ihm in ganz kurzen Worten die Geschichte dieser Münze. Nachdem ich ausgesprochen hatte klärte er meinen Irrtum auf. Diese Münzen, wie sie in der ganzen Kette gezeigt werden, sind keine Münzen, sondern Reklamemarken. Steffi und ich sahen uns verwundert an. Ich erwiderte, Reklamemarken in Gold und so groß? Die Abbildung ist doch Originalgröße. Um sein profanes Wort, Reklamemarken abzuschwächen, wurde uns erklärt, man könne sie auch heute ein Firmenandenken oder Reklamegeschenk nennen. Sie waren niemals staatliches Zahlungsmittel und doch sind sie es geworden. Die Kunstwissenschaftler kennen diese Medaillen ganz genau und haben sie nie zu den Münzen gerechnet. Man weiß auch, wo sie zuerst herkamen. Die ältesten Stücke stammen aus Antakya, dem damaligen Antiochia. Es war ein großer Handelsplatz und Karawanenkreuzungspunkt. Hier gab es die ersten mächtigen Handelsherren, welche mit der damals bekannten Welt Handel trieben. Man besitzt heute in der Sammlung ungefähr 40 verschiedene Handelsmarken aus 9 Ländern der Levante. Zu den ältesten Stücken gehören jene aus dem Madonnenschmuck zu Venedig. Die Berliner Sammlung enthält eine in Silber und 4 Kupferstücke. Die ältesten Marken stammen aus der Zeit 300 vor unserer Zeitrechnung. Die jüngsten aus dem 5. Jahrhundert. Jede Medaille trug auf der einen Seite Name und Stadt des Handelshauses. Manchmal auch den Kopf des Handelsherren. Auf der Rückseite den lokalen Handels-

gott oder wie wir auf verschiedenen Münzen sehen konnten, Göttinnen. Große Handelsunternehmungen hatten eigene Prägestücke. Es gab das sehr große Goldstück, dieses war aus massivem Gold und hatte einen Wert von 100 Tagewerken eines Lastträgers im Hafen. Diese großen Stücke waren sehr selten und wurden wahrscheinlich nur geprägt als Geschenk an ein anderes großes Handelshaus oder hohe Regierungsbeamte. Die Feinheit des Materials machte die große Plakette durch ihre Weichheit als Zahlungsmittel ungeeignet. Anders war es mit den Silberstücken. Auch diese waren aus reinem Edelmetall, aber nur halb so groß. Sie stellte den Wert unserer heutigen Arbeitswoche dar. Diese Silberstücke müssen weit verbreitet gewesen sein, denn um die Jahrhundertwende hat man Stücke aus dem fernen Osten zurückgebracht. Die größte Anzahl fand man 1910 am Strand von Ostia bei Rom, in einer noch verschlossenen Amphore. Es waren 1000 Stück zu je 15 Gramm Feinsilber. Sie wurden an Sammler versteigert und sind in alle Winde verstreut. Die Zahl der Kupferstücke geht in die Legion. Dass sie heute noch gefunden werden, konnte ich bestätigen. Drei dieser Kupferstücke war ein Tagewerk wert.

All diese Kenntnisse hatten wir aus der Beschreibung im Anhang. Somit war mein ehemaliger Fund 2000 Jahre alt und stammte aus dem heutigen Genua.

Es war schon Mitternacht, als die kleine Gesellschaft auseinander ging. Steffi und Lucie waren sich einig, noch irgendwo etwas zu essen. So schlenderten wir zu Viert zum Kämperplatz. Es gab ein paar kalte Happen. Der leise Knall war das Zeichen, dass eine Flasche Sekt ihre Seele verströmen musste. Auf eine Weinkarte malte Lucie die beiden Seiten der Münze. Sie hatte genau gesehen und ihre kleine grafische Arbeit war ohne Tadel. Beim Abschied nahmen wir die Karte mit, es war unser erstes Verlobungsgeschenk.

Seit jenem Abend ist ein Jahr vergangen. Steffi befand sich im Examen. Ich selbst war in der Zwischenzeit auf 6 Monate in Bremen. Ich bin überzeugt, dass die beiden Brüder auch hier ihre Hand im Spiel hatten. Seit 3 Tagen bin ich zurück. Für ihr Examen wollte ich Steffi ein besonderes Geschenk machen. Ich war in der Münzsammlung des Museums und habe mir die genauen Maße der Kupfermedaille geholt. Den Katalog hatte ich mir schon lange vom Professor ausgeliehen. Einem Silberschmied und Steinschneider gab ich den Auftrag für eine Kopie. Diesmal sollte sie von einem Original nicht zu unterscheiden sein.

Heute war nun der Tag der Aushändigung der Diplome. Vor der Akademie war schon eine kleine Schar von Wartenden versammelt. Auch Lucie und

Aloisius befanden sich unter ihnen. Wir hatten uns versammelt und wollten anschließend in den Niquet-Keller, wo wir eine kleine Nische bestellt hatten. Hoffentlich war alles gutgegangen. Ich war ein wenig aufgeregt. Schmollend fragte mich Lucie, ob ich im nächsten Jahr, wenn sie beide ihre Staatsprüfung ablegten, auch beide Daumen drücken würde. Eine Antwort auf diese Frage konnte ich nicht mehr geben, denn soeben wurden die großen Türen des Saales geöffnet.

Die große Verabschiedung begann. Der Duft der Blumen erfüllte den Raum. Aloisius hatte sich angestrengt. Ein bunter Strauß von Nelken entwand er der Umhüllung. Lucie hatte drei grüne kleine Orchideen in einem Mooskörbchen. Es schien alles gut abgestimmt zu sein. Ich hatte dunkelrote Rosen. Steffi sah strahlend aus. Wir waren zusammen mit einem Taxi hingefahren. Der Fahrer hatte mir versprochen, uns um 12 Uhr abzuholen. Als alles vorüber war, war es ein Uhr. Wir zwängten uns zu Viert in den Wagen, ja achtend, dass den Blumen nichts passierte. Steffi war schweigsam und abgespannt. Sie war es, welche für alle Kommilitonen das Schlusswort sprechen musste. Den Dank an die Schule. Zuerst sprach sie Hochdeutsch. Es waren vielleicht 10 Sätze. Dann verlor sie den Faden und nun wurde aus der Rede ein Manifest. Unter dem Beifall und Jubel gingen ihre letzte Worte unter.

Stumm saßen wir etwas beengt in dem Taxi. Erst als der Wagen in einer stillen Straße in Moabit hielt, kamen jedem die Gedanken zurück.

Die Überraschung war geglückt. Die Werkstatt war so klein, dass wir zu Viert kaum darin Platz hatten. Auf einem schwarzen Samt lag eine Münze, kupfergrün, abgegriffen, eine Kopie, wie sie nur ein Meister schaffen konnte. Daneben lag der Katalog zum Vergleich. In dem stand, dass drei Münzen im Original ein Tagewerk wert waren. Diese Kopien hatte ich mit 10 Tagewerken honorieren müssen. Ich war etwas betrübt, als Steffi diesem Geschenk nach meiner Ansicht wenig Beachtung schenkte. Dennoch war ich nicht böse, da sie ja nicht jene Wirkung kannte, welche selbst diese Kopie auf mich machte.

Nun saßen wir im Restaurant. Die kleine Feier des gemeinsamen Mahles war vorüber, als Aloisius mit zartem Ton an sein Glas schlug. Ich bat um Ruhe, obwohl niemand sprach, mit dem Hinweis, dass der Studius und Bürger Aloisius aus München-Schwabing sich zu Wort gemeldet habe. Steffi bemerkte, dass sie ja nun nicht mehr zum Rat des Studentenausschusses gehöre und forderte ihn auf, wenn er das Wort haben wolle, sich dies Kraft seiner Lautstärke selber nehmen müsse. Durch diesen Einwand vollständig aus dem Konzept gebracht, entlud sich sein Einwand erst mal

gegen mich: „Was hoast hier Bürger und wieso München? Mir soan aus Schwabing, san koane Bürger, mir soan ane Nation“.

Lucie zupfte ihn am Ohr. Red deutsch sprach sie. Wir sind keine Nation, dafür durstig. Unter allgemeiner Heiterkeit ging seine kleine Rede zu Ende. In einer launigen Antwort sagte Steffi ihren Dank.

Langsam legte sich die Spannung der letzten Tage bei ihr und die alte Unbefangenheit kehrte wieder zurück.

Mit dem Ruf: Wiener Neustadt am Telefon stürzten wir alle an den Apparat. In knapp einer Stunde war das Gespräch durch. Die Mutter sprach vom Krankenbett. Ein kleiner Autounfall war schuld, dass wir heute nur zu Viert bei Tische saßen. Mit frohen Augen teilte Steffi uns mit, dass die Mutter schon in drei Tagen aufstehen könne. Steffi versprach auf einige Tage nach Hause zu kommen. Mit allen guten Wünschen auf eine baldige Genesung wurde das Gespräch beendet.

Steffi flüsterte dem Kellner einige Worte ins Ohr. Kurz darauf kam er mit einer Flasche Deinhard-Sekt aus Koblenz. Auf dem Etikett war das Bild vom Deutschen Eck abgebildet. Ich zeigte nun allen den Ort, wo ich damals die römische Münze gefunden hatte. Die Kopie lag verschlossen in dem kleinen Kästchen vor uns. Das erste Glas tranken wir auf die Gesundheit der Mutter. Langsam löste ich das Bild von der Flasche. Wie in Gedanken entnahm Steffi die Münze dem kleinen Samtbett. Nun hatte sie das Kupferstück zum ersten Mal in der Hand, um es mit Muße zu betrachten. In diesen Gedanken hörten wir im Restaurant die Stimme eines Losverkäufers: „Für eine Mark das große Los!“ Es war eine Lotterie des Roten Kreuzes. Als der Glücksmann an unserem Tisch stand legte ich schnell eine Mark zu dem Kupferstück in Steffis Hand und sprach, sei aber vorsichtig beim Zahlen, hier gilt kein Kupfer. Mit einem Lachen zog sie ein Los und zahlte.

Lass mich ohne Umschweife erzählen. Zwei Tage später war die Ziehung und einen Tag später hatten wir einen Scheck von 2000 Mark in Händen. Es war der Hauptpreis. Ich hatte einen längeren Urlaub genommen. Unsere Reiseziele waren Wien, Venedig und Koblenz. In einer kleinen Silberfassung trug Steffi unsere Glücksgöttin als Talisman. Es war ein frohes Wiedersehen in Wien.

Da die Mutter sich geweigert hatte, schon kaum gesund wieder in ein Auto zu steigen, waren Eltern, Schwester und Bruder mit der Straßenbahn gekommen und sie wollten auch nur mit dieser zurück fahren.

Wir standen vor dem Bahnhof an der Haltestelle, als ein Zeitungsjunge mit heller Stimme ausrief: „Sensation in Venedig. Der Schmuck der Madonna

in der Klosterkirche, eine Fälschung“. Wie von einem Donnerschlag gerührt sahen wir uns an. Die Eltern und Geschwister staunten über unsere Erregung. Im Wagen flogen wir über die wenigen Zeilen, aus denen nicht viel zu erfahren war.

Zwischen Kuchen und Abendbrot erzählten wir unsere sonderbare Geschichte, die Kette mit dem Kupferstück ging von Hand zu Hand, dazu das Etikett der Sektflasche mit dem Bild der Moselmündung.

Als wir nach einer Woche erklärten, dass wir noch nach Venedig weiter reisen wollten, war uns keiner böse. Denn jetzt wurde die Geschichte mit dem Madonnenschmuck auch für die anderen Familienmitglieder aufregend. Betti, die jüngste Schwester kaufte, was sie an Zeitungen erwischen konnte. Es stand kaum noch etwas drin und in allen dasselbe. Eine schrieb von der anderen ab. Aus einer italienischen erfuhren wir, dass der Schmuck erst im letzten Monat vertauscht sein könne und die Polizei schon Spuren verfolge.

Es war ein kurzer Abschied auf dem Bahnhof. Mutter ließ sich sogar überreden, mit dem Auto zu fahren. Mit dem Kopf leise wiegend sprach sie, Jugend von heute, Flitterwochen ohne Hochzeit. Aber Mama, sprach ich, ich begleite doch Steffi nur auf einer streng-wissenschaftlichen Reise, zum besten der Kunst. Mit einem Kuss von ihr wurde ich verabschiedet.

Es war verabredet, dass die Rückreise nicht über Wien gehen werde. Dorthin wollten wir erst wieder kommen, wenn wir die Ringe wechselten.

Es war ein heller Sonnentag, als wir morgens in Venedig eintrafen.

Wir werden nicht dort wohnen, sondern drüben in Murano. Die Menschen sind dort freundlicher und man wird nicht so ausgeräubert wie in der Stadt. Es gab dort Familien, die Reisende aufnahmen. Es waren Glasbläser, Spiegelschleifer und dergleichen. Von hier aus konnte man ganz Venedig übersehen.

All dieses haben wir vom Professor erfahren. Er wusste die billigsten Gondeln und den besten Wein. Trotzdem wohnten wir in einem Hotel. Wir konnten ja nun etwas Geld ausgeben. Geld, von dem außer Steffi und ich niemand etwas wusste.

Auch meinen Eltern hatten wir nichts gesagt. Den Reisezuschuss, den Steffi bekam, haben wir genommen, um keinen Verdacht zu erregen.

Ein Motorboot brachte uns hinüber zu den Glasbläsern.

Heute war Sonntag und die Essen rauchten nicht. Schon von Wien aus hatten wir 2 Zimmer bestellt. Nun standen wir in den Räumen, in denen sie 2 Wochen nur uns beiden gehören sollten. Aber auch ein klein wenig der Kunst, sonst plappere ich bei Mama, schmollte Steffi.

Es gab ein Wohn- und ein Schlafzimmer, Bad, Telefon und Balkon. Wenn im Schlafzimmer alle Fenster geschlossen waren, strahlten 180 kleine Sonnen in allen Farben. Glas aus Murano, Meisterwerke der Glasfärber und Glaser. Rot in 10 Farben. Blau in jeder Schattierung. Glühender Bernstein. Grün von einer Kraft, das die Sonne Mühe hatte, es zu durchdringen. Der Wirt stand schweigend und freute sich über unsere Begeisterung. Dann ging er an die Fenster, um zu öffnen. Eines der Fenster war gleichzeitig Tür zum Balkon. Den winzigen Tisch umstanden 2 kleine Rohrsessel und eine Eisentreppe führte auf das flache Dach. Von hier aus hatte man einen herrlichen Rundblick über die ganze Umwelt. Es gab einen kleinen Imbiss. Wir wollten baden und uns ausruhen.

Der Wirt, der gut deutsch verstand, nahm die Bestellung für das Abendbrot an und wünschte uns gute Ruhe.

Das Bad wurde ausgelost. Ich war der Letzte. Das Wasser tat Wunder. Als ich das Schlafzimmer betrat waren alle Fenster geschlossen. Steffi lag auf dem Bett, nur bekleidet mit den strahlen der Sonne, welche in hundert bunten Farben ein Brautkleid webten. Das kleine Kupferstück machte einen kleinen dunklen Fleck. Ich kannte meine Schelmin, wie sie mich durch schmale Augen beobachtete. Sie lag bewegungslos wie aus Marmor. Die Farben machten zwischen Bett und ihr keinen Unterschied.

Langsam zog ich ihr den Ring vom linken Finger und setzte ihr ihn auf die rechte Hand. Heimlich beobachtete sie mich, ob ich das gleiche tue. Dann beugte ich mich und küsste die Kupferplakette zwischen den Brüsten mit den Worten „kleine Glücksgöttin“. Wie von einer Viper gestochen schnellte sie hoch. Mich sollst Du küssen, nahm die Kette und warf sie auf die Erde. Nun bist Du ganz nackt sprach ich zu ihr. Weiter kam ich nicht, denn nun war ich bunt wie sie.

Als ich aus einem leichten Schlaf erwachte, lag sie neben mir. In tiefen Zügen schlief sie. Zwischen ihren Brüsten ein kleiner brauner Schatten an einer dünnen Kette. Die Göttinnen hatten sich ausgesöhnt. Leise stand ich auf, deckte sie zu und öffnete das Fenster. Schnell kleidete ich mich an und setzte mich auf den Balkon. Nach einer kleinen Stunde kam sie zu mir. In ihrem neuen Hausanzug sah sie aus wie eine wirkliche Hausfrau. Ihre Haarkrone hatte sie mit einem dünnen Samtband nur leicht zusammen gebunden. Liebe macht hungrig. Der Wirt kam und bald gab es etwas zum Schmausen. Lauter feine fremde Sachen. Der Wein war zu schwer und wir mischten ihn mit Wasser.

So ganz nebenbei fragte ich, warum sich Kupfer und Gold vorhin so schlecht vertragen hätten. Wieder war es wie damals. Es gab Wein mit Tränen.

Wir beschlossen, an diesem Abend nicht mehr nach Venedig zu fahren. Das Boot bezahlten wir und schickten es wieder zurück. Noch waren wir wach. Auch der Mond hat Strahlen. Sein Silberband tönt alle Farben anders, sanfter und milder. Als mein Glück in meinen Armen entschlummerte, trug sie noch ihren kleinen Schmuck. Diesmal küsste ich sanft zwei rote Lippen. Beim Erwachen hatten wir das Frühstück verschlafen. Der Wirt war schon früh in die Stadt und auf der Insel war schon Leben. Aller Rauch der Essen fiel aufs Meer. Der Wind kam von derselben Seite und so war es schon immer. Die Wirtin, eine Stock-Italienerin, servierte mit viel Worten und Gesten auf dem kleinen Balkon. Aus der Ferne sahen wir des Postboot kommen. Es war das gleiche, das uns gestern auch hergebracht hatte. Unsere Wirtin fuhr mit einem Karren zu der Anlegebrücke. Der Blick nach San Marco war uns verdeckt durch die Basilika San Michele. Sonst ging der Rundblick vom Lido bis hinüber nach Mestre, das schon weit landeinwärts war. Auch mit dem Blick vom Norden war die Stadt schön.

Wir hatten mit dem Wirt vereinbart, noch zu Tisch zu bleiben. Der Nachmittag und der Abend sollte dann ganz Venedig gehören. Steffi trug ein Kleid, das Mutter und Schwester gemeinsam genäht hatten. Den Stoff hatte sie sich selbst ausgesucht. Ich wollte mir etwas Leichtes in Venedig kaufen.

Steffi trank Kaffee und Wein abwechselnd. Aus einer hauchdünnen Tasse nachtschwarzen Kaffee und aus einem tiefroten Rubinkelch schweren Südwein. Ich selbst hatte mir einen leichten Weißwein bestellt. Wir aßen mit seltenem Appetit. Und als wir uns umsahen war auch das Frühstück verzehrt, das noch nicht abserviert war und Steffi heimlich auf den Balkon geschmuggelt hatte. Sie schenkte sich schon das dritte Glas ein, als ich meinen letzten Kaffee austrank und mir ein Glas Weißwein eingoss.

Als die beiden Gläser aneinanderklangen, musste ich feststellen, dass der schwere Rotwein schon einen Schalk in ihren Augen gesetzt hatte. Sie stellte die beiden Gläser nebeneinander, durch welche die Strahlen der Sonne fielen.

Auf der weißen Tischdecke war ein dunkelroter Fleck und daneben ein zartes Gold meines Glases. Sieh, sprach sie, das ist die Sonne von gestern Nachmittag und dies sind die Mondlichter aus dieser Nacht. Damit griff

sie schnell zu meinem Glas und nahm einen kleinen Schluck. „Ich hab es ja gewusst, sauer“.

Lächelnd nahm ich das ihre und trank es aus. „Ich hab es ja gewusst, zu süß“. - Schmollend sah sie auf ihr leeres Glas. Die Karaffe mit dem Rotwein war leer. Ich machte ihr den Vorschlag, lieber noch etwas Kaffee zu trinken und zeigte ihr in einem kleinen Spiegel, dass sie auch ohne bunte Scheiben ganz rote Ohren und Wangen habe. Jetzt glüht die Sonne von innen, neckte ich sie. Ganz leise flüsterte ich ihr ins Ohr: „Auf was willst Du denn nun in Zukunft verzichten? Auf die süßen Strahlen eines Nachmittags oder auf das zarte, herbe Mondlicht bei Nacht?“ Lange habe ich auf eine Antwort gewartet.

Kann man nicht mischen? Ich dachte nach. Jawohl, man kann mischen, sagte ich zu ihr. Zwischen dem Nachmittag und der Nacht liegt der Abend. Wieder dachte sie nach. Und zwischen der Nacht und dem Vormittag liegt der Morgen. Dem konnte ich nichts entgegensetzen. Weiberlogik. Ja, wer noch einen Rest Weines vom Abend übrig behalten hat, der kann ihn auch am Morgen trinken. Aber nur, wenn er wirklich durstig ist. Ich werde viel Durst haben, sprach sie. Leise summt ich ihr das kleine Lied ins Ohr: „Alle Tage ist kein Sonntag, alle Tage gibts keinen Wein“ - Ich will aber, dass jetzt immer Sonntag ist und Sonne und Mond immer scheinen. Du hast die Sterne vergessen, neckte ich sie. Die müssen wir bei Neumond nehmen. Wir hätten uns wohl langsam in Rage gestritten. Ein Ruf von der Straße machte uns aufmerksam, dass es ja auch noch andere Probleme als Wein und Liebe gab. Unser Wirt winkte uns mit einer Zeitung zu, die er aus der Stadt mitgebracht hatte. Er rief von einer Sensation und Madonnenkette. Bewegungslos sahen wir uns an. Wie war denn das in Wien?

Brachte die erste Zeitung nicht auch eine Nachricht direkt für uns? Hier genau dasselbe. Der Wirt konnte nicht wissen, was dieses Wort für uns bedeutete. Mir wird unheimlich. Ich habe Angst. Zitternd legte Steffi die Hand auf die Münze. Da stand auch der Wirt schon bei uns und las uns vor, was am Sonntag drüben geschah.

Auf einer Versteigerung von Mobiliar eines alten Hauses, das umgebaut werden sollte, fand man auf der Rückseite eines venetianischen Spiegels den gemalten Madonnenschmuck, aber nicht des Originals, sondern der Fälschung mit dem Silberstück.

Die Polizei hat den Spiegel beschlagnahmt.

Seit dieser Stunde zieht halb Venedig zur Klosterkirche, um sich die Fälschung, die man dort belassen hat und unter Polizeischutz in einer Vitrine

ausstellte, in Augenschein zu nehmen. Den falschen konnte man der Madonna nicht lassen und der echte war ja nun schon 10 Tage verschwunden. Nur einmal während eines Krieges wurde der Schmuck in Sicherheit gebracht. War es nun der zu schnell getrunkene Wein? Wir mussten Steffi mit einem leichten Fieber zu Bett legen. Vielleicht war es gut so, noch einen Tag nur uns zu widmen.

Es war schon Nachmittag, als mein blondes Glück aus ihrem kleinen Rausch erwachte. Mit einem Kuss begrüßte ich sie und flüsterte ihr ins Ohr - Alle Tag ist kein Sonntag -

Es wurde ein schöner Abend. Es gab keinen Wein, weder süß noch herb, auch nicht gemischt. Ich schlief auf der Couch im Wohnzimmer, auf die ich von der Wirtin ausquartiert wurde. Junge Frau muss Ruhe haben.

Morgen gibt's keinen Rotwein, nur Milch und Tee.

Spät schrieb ich noch einen Brief zur Wiener Neustadt, nach Berlin an Lucie und ihren Schwabinger Alousius.

Es mochte gegen Mitternacht gewesen sein, als ich noch mal über die kleine Terrasse zur Dachterrasse stieg. Ein junges Ehepaar aus Südtirol war auf ihrer Hochzeitsreise hier abgestiegen. Gemeinsam stellten wir fest, dass wir Vier die einzigen Gäste in diesem winzigen Hotel waren. Die jungen Leute waren schon 2 Wochen hier und sprachen als Südtiroler leidlich italienisch. Schnell waren wir befreundet und ich musste ihnen versprechen, dass wir am nächsten Morgen das Frühstück bei ihnen einnehmen werden, das Einverständnis von Steffi natürlich vorausgesetzt.

Es war noch sehr früh, als wir gemeinsam am Kaffeetisch saßen. Die beiden Frauen hatten gleich ihr eigenes Interessengebiet herausgefunden.

Schon um 8 Uhr fuhren wir gemeinsam mit unserem Gastwirt im Postboot hinüber. Eine Morgenzeitung ließen wir uns übersetzen. Neuestelltes über dem Madonnenschmuck war nicht zu erfahren. Unser Interesse für die Angelegenheit des Diebstahls in der Klosterkirche erregte Verwunderung bei unseren Begleitern.

Hier sprang Steffi in die Bresche. Sehen Sie, ich habe Kunstgeschichte studiert und kann den Wert des gestohlenen Schmuckes so einigermaßen schätzen. Wir waren einig, das Haus aufzusuchen, in dem am Sonntag die Versteigerung stattgefunden hatte.

Wer vom kleinen Markt, den Piazza piccolo, hinüber will zum Gondelplatz der Lagune Pietta, muss siebenmal eine Brücke passieren. Der vorletzte Kanal trägt den Namen San Lazare. Vor langer Zeit stand hier ein Krankenhaus der Barmherzigen Brüder, das einem Feuer zum Opfer fiel. Als einziges blieb die steinerne Pforte erhalten, mit dem Bild des Heiligen La-

zarus. Auf dem Fundament dieses Grundstückes hat vor 200 Jahren ein Goldschmied Haus und Werkstatt aufgebaut. Über dem Bild jenes armen Heiligen war ein kreisrunder Stein neu eingemauert mit dem Zunftzeichen der Goldschmiede und mit dem persönlichen Wappen des Meisters, das heißt seiner Werkstatt. Wer jedoch das Zunftzeichen genauer betrachtete, sah, dass es kein römisches oder italienisches, sondern ein griechisches war.

Vor diesem Hause standen wir nun. Die Pforte ließ sich öffnen. Das Haus war leer und unbewohnt. Ein junger Architekt begrüßte uns und fragte nach unserem Begehren. Wir erzählten ihm die Geschichte von dem Spiegel. Er hatte davon gehört und erklärte, dass diese Sache ihn einen Tag Arbeitszeit gekostet habe, denn die Polizei habe erst heute Morgen das Haus freigegeben.

Wir hatten Gelegenheit, das ganze Gebäude in seiner alten Form zu besichtigen. Es gab noch einen Zugang von der Kanalseite aus. Eine Treppe ging von dort zur unteren Etage. Diese Eingangstür muss später zugemauert worden sein.

Im Erdgeschoss lagen die ehemaligen Werkstätten. Die ganze Versteigerung war vollständig glatt verlaufen. Erst als der Käufer des Spiegels diesen nun auch einpacken wollte, stellte es sich heraus, dass man ihn nicht abnehmen konnte. Man holte einen Mechanikus und nun kam es zu Überraschungen. Der Spiegel ließ sich drehen bei einem bestimmten Griff in seinem Rahmen.

Die Rückseite des Spiegels stellte ein Bild dar. Der äußere Rahmen entsprach genau der Spiegelseite. Auch das aufgemalte Bild muss genau das gezeigt haben, was sich auf dem Glas widerspiegelte. Er selbst war ja bei der Versteigerung dabei und sagte uns, dass die alten bunten Fenster sowie sie heute noch gegenüber der kahlen Stelle stehen, auf dem Bild waren. Ferner ein großer Eichentisch mit reichem Schnitzwerk und einem dazu passenden Stuhl. Auf dem Tisch stand ein Glas in strahlendem Rubinrot. Das alles wäre nichts Ungewöhnliches gewesen. Eins war nur wundersam. Mitten in der Luft hing eine große goldene Kette, als schwebte sie frei im Raum. Vollkommen ohne Beziehung zur Umgebung. Sah man genauer hin, so war die oberste Plakette ein rundes Silberstück ohne jede Zierde. So als ob man es nur zur Verlängerung hineingesetzt hat.

Unter den Käufern der Versteigerung war der Kustus unseres Stadtarchivs. Er wacht darüber, dass gewisse Kunstwerke für unsere Stadt erhalten bleiben. Als er die Malerei sah, erkannte er sofort die Kette als das Urbild jener Fälschung aus der Klosterkirche. In der Hoffnung, nun auf die Spur

des Diebstahles zu sein, benachrichtigte er die Polizei. Der Spiegel wurde beschlagnahmt und steht nun im Stadtarchiv. Es hat fast 2 Stunden gedauert bis Frage und Antwort übersetzt und verstanden waren. Aus dem Haus soll ein Hotel entstehen. Mit vielem Dank verabschiedeten wir uns von dem jungen Architekten.

Im Stadtarchiv mussten wir erfahren, dass der Herr Professor nicht anwesend sei. Übermorgen komme eine Fachkommission und Sachverständige aus der Polizeipräfektur, welche die Farben des Spiegelgemäldes untersuchen sollten. Das war das einzigste, was wir erfahren konnten.

Als wir in die Nähe der Klosterkirche kamen, mussten wir feststellen, dass die Tür verschlossen war. Unsere Begleiter fragten Vorübergehende, warum denn die Tür verschlossen sei?

Gehen Sie dort 2 Häuser weiter zu dem Seifensieder, der kann es Ihnen sagen. Die Antwort war uns unverständlich. Ich glaubte an einen Übersetzungsfehler unseres Dolmetschers. Aber auch die junge Frau bestätigte, dass wir richtig gehört hatten. In den Hof des Seifensieders zu gehen schenken wir uns. Es roch nicht gut. So gingen wir zurück. Am kleinen Markt trennten wir uns von unseren Mitbewohnern des kleinen Hotels. Wir selbst nahmen eine Motorgondel und fuhren zu einer Bankfiliale unseres Berliner Unternehmens.

Seit einem Jahr tat ein ehemaliger Lehrkollege hier Dienst. Ich hatte ihm geschrieben. Es war eine herzliche Wiedersehensfreude. Hier wurden auch die ersten Scheine unseres heimlichen Schatzes in Lire umgewechselt. 2 Stunden später kamen wir aus einem der ersten Modehäuser Venedigs. Wir hatten uns beide neu eingekleidet, von der Stange, wie der Berliner sagt. Unsere alten Sachen fanden wir im Hotel wieder, das nenne ich Kundendienst.

Viele Stunden fuhren wir mit unserem Taxi-Motorboot durch Venedig. Hundert Inseln, hundertsiebzehn Kanäle und und vierhundert Brücken. Unser Bootsmann wurde unser Cicerone. Zwar war sein deutsch schlecht, aber sein Wille ehrlich. Seit 3 Tagen war er stolzer Besitzer dieses Bootes. Fünf Jahre hatte die Familie gespart.

Als wir Hunger verspürten steuerte er in einen Kanal eine kleine Bodega an. Wir brauchten gar nicht auszusteigen. In 5 Minuten servierte er uns einen Imbiss, wie er nicht besser sein konnte. Bald war das schnelle Boot aus dem Gewirr der Kanäle, hinaus ins freie Wasser.

Die Kajüte war genau für 2 berechnet, der Steuermann stand achtern. Wollte man Unterhaltung und Erklärung, konnte man mit einigen Handgriffen

Dach und Wände versenken. Das taten wir nun und hatten einen schönen Rundblick.

Voll Stolz erklärte der Bootsmann, dass er einen Motor aus Deutschland habe, einen ganz schweren Maybach. Jetzt, da die Kajüte herabgelassen sei und der Wind sich nicht verfangen könne, werde er mal richtig aufdrehen. Aber erst wollte er den Pont di Lido passiert haben. Ich versprach ihm sofort 20 Lire zu geben, wenn er die Maschine 10 Minuten mit voller Last in die See steuert. Ich gab ihm den Schein und ein Glas Rotwein aus der Flasche, welche noch unberührt vor uns stand.

Er trank uns zu und aus.

Langsam zog der letzte Segler an uns vorbei, als die Maschine aufbrauste. Er rief uns noch einige Worte zu und tippte auf die Uhr. 10 Minuten – presto – Nach 2 Minuten war die Maschine auf ihre höchsten Tourenzahl. Langsam begann das Boot zu springen. Die vordere Hälfte lag überhaupt nicht mehr im Wasser.

Die 10 Minuten waren vorüber, wir winkten zurück. Nun aber hatte unser Steuermann Freude am Tun. Er gab von sich noch einmal 10 Minuten zu. In jagender Fahrt ließ er das Steuer los und zeigte uns seine 10 Finger. Er legte das Boot um einige Grad gegen den Wind. Es lag nun ruhiger und wie es schien wurde es noch schneller.

Die Stadt war unter dem Horizont verschwunden als er mit einem Schlag das Gas weg nahm. Langsam ließ er das Boot auslaufen.

Die Adria war glatt wie ein Spiegel. Jetzt, da wir fast standen, spürten wir die Hitze des Motors. Nichts hatte versagt. Als er aus seine kleinen Pantry eine Flasche Landwein heraus nahm und uns bat mit ihm auf sein schönes Schiff zu trinken, konnten wir nicht abschlagen. Steffi druckste und schluchste. Diesmal war der Wein wirklich herb. Aber er war belebend. Es war unser erstes Glas an diesem Tag. Die Sonne war im Dunkel des Abends versunken. Wie eine Perlenkette flammten die Lichter über dem Lido auf. Sehen sie, sprach unser Bootseigner, nun werden wir langsam zurück fahren und Sie werden einen Abend erleben, den Sie nie vergessen werden.

In langsamen Worten erzählt er uns aus seinem Leben. Er war 50 Jahre alt und hat ein Leben lang auf diesen Tag gewartet. Das Boot war heute zum ersten Mal hinaus auf das offene Wasser.

In Deutschland nennt man das Jungfernfahrt, erklärte ich ihm.

Steffi saß neben mir, still und froh. Der Himmel über Venedig färbte sich nach einander nach allen Farben des Regenbogens. Fast unhörbar lief die Maschine.

Erst leise summend, dann deutlicher stimmte unser Bootsmann ein echtes venetianisches Volkslied an. Aus keiner Oper, Operette oder sonstiger weinseliger Melodien. Es war ein Bariton, schön und klar. Langsam steigt die Silhouette der Stadt in Form von vielen Lichtern empor.

Hinter stand ein riesiger Silbermond und sein Licht tauchte die weißen Linnen der Segler in ein zartes Metall. Das letzte Tiefblau im Westen dunkelte hinüber in die Nacht. Noch drangen die Geräusche der Stadt nicht zu uns. Der Motor war noch mehr gedrosselt und Melodien aus Italien mischen sich mit dem leichten Wind der Adria. Langsam kamen uns die ersten Segelboote entgegen. Eins davon fuhr ganz dicht auf und zwei junge Damen, welche das Boot steuerten, riefen einige Worte zu uns herüber. Unser Bootsmann sagte uns, man frage, warum wir es vorhin so eilig gehabt hätten. Ich rief hinüber, dass wir den Mond geholt haben, sonst hätte er heute Verspätung gehabt und sie hätten mit so flauem Wind nicht mehr nach Hause gefunden. Unser Bootsmann brauchte nicht zu übersetzen, denn von drüben kam die Antwort: Danke, Landsmann.

Soeben passieren wir Porte di Lido bei San Erasmo und nahmen Kurs auf den Turm von San Michele.

„Welche Geheimnisse mögen in dieser Stadt noch auf uns warten?“ Ich war direkt erschrocken über die Worte, denn auf der ganzen Bootsahrt im Außengewässer hatten wir kaum zusammen gesprochen. An was denkst Du? fragte ich Steffi. An die verschlossene Kirche, denn jetzt beginnt mich die Kette neugierig zu machen.

Endlich kommt die Kunsthistorikerin zum Vorschein, stöhnte ich auf. Darf ich von jetzt ab das Fräulein Wissenschaftlerin bei ihren fachlichen Forschungsarbeiten unterstützen? Ich habe es doch der Mutter versprochen.

Jawohl, Johann, ich werde Ihnen Gelegenheit geben, sich zu bewähren, damit sie endlich den Unterschied kennenlernen zwischen einer falschen römischen Göttin aus Kupfer und einem echten Mädels aus Wien.

Ich bitte dich Steffi, ich habe dir schon damals am Anfang gesagt, wenn schon Vorname, dann nicht Johannes sondern Hans.

Man kann einen Diener nicht Hans nennen, entgegnete sie.

Wir mussten unsere Neckereien aufgeben, denn soeben war unsere Fahrt beendet. Wir hatten am Steg, unweit unserer kleinen Kneipe festgemacht.

Unter vielen Dank und mit vielen guten Wünschen verabschiedeten wir unseren lieben Barton am Steuer. Steffi hat die ganze Fahrt selbst bezahlt mit den Worten, Sklaven haben keine Börse. Als unser Steuermann mich noch zu einem Glas Sauren einlud, steckte ich ihm noch heimlich einen Schein ins leere Glas.

Es war schon spät. Diesmal war unser Abendbrot auf beiden Seiten unseres Bettes reserviert. Im Hause war schon alles ruhig. Unser kleines Zölibat der letzten Nacht war zu Ende. Auf Steffis Seite stand ein großes Glas kühler Milch und auf meiner eine Karaffe herrlichen Tiroler Landweins. Zum ersten Mal aßen wir Abendbrot im Bett. Diese Sitte war uns beiden neu. Ich selbst hatte nichts dagegen einzuwenden. Steffi raunzte rum. Nachdem sie ihr Glas ausgetrunken hatte, war ihr Durst noch größer als vorher. Essen wollte sie nichts mehr. Ich ließ es mir gütlich sein. Weißbrot und Käse, alles schmeckte mir vorzüglich. Und mit meinem sauren schmatzte ich mehr, als der Anstand erlaubt. Nimm dir mal ein Stückchen Ziegenkäse und Du wirst sehen, wie gut Dir ein herber Landwein schmeckt. Zureden half. Der Käse war so scharf, dass der Wein ein Labsal war.

So hat ein Sklave seiner Herrin den „Sauren“ beigebracht. Während sie aus meinem Glas trank nahm ich den Milchbecher voll Wein und trank auf das Wohl meiner Herrin. Wenn Du mich nicht frei gibst, kann ich dich nicht heiraten, denn Sklaven dürfen nicht heiraten. Wenn ich nun eine antike Göttin wär! Pech gehabt, sagte ich. Göttinnen haben keine Sklaven, sondern Priester und die dürfen auch nicht heiraten. Was willst Du denn lieber sein, Priester oder Sklave? Sklave, antwortete ich, denn jetzt wirst Du einen Sklavenaufstand erleben, wie ihn keine römische Kaiserin je erlebt hat. Der Morgen war schon am dämmern als wir gleichzeitig wach wurden. Liebe macht durstig, jammerte sie. Ich schenkte ihr den Rest aus der Karaffe ein, den sie mit einem Zug leerte. Der Sklavenaufstand ist zusammengebrochen, flüsterte ich ihr ins Ohr. Mit einem Lächeln des Verstehens entglitt sie wieder ins Traumland.

Ich dankte dem Ziegenkäse für den Sklavenaufstand. Den Durst konnte ich ihm nicht verzeihen. In der Morgendämmerung sah ich eine Flasche mit Trinkwasser. Das Knarren der Tür weckte Steffi. Nun saßen Herrin und Knecht gemeinsam in einem Bett und tranken Wasser aus einem Weinglas. Kurz darauf wurde es im Hause lebendig und wir beschlossen, schnell ein Bad zu nehmen. Zum Frühstück gab es wieder Rot- und Weißwein. Diesmal blieb der Rotwein stehen. Wir waren beide überzeugt, richtig erfrischend kann nur ein Weißwein sein.

Noch einmal dachten wir zurück an den schönen gestrigen Tag und den wundervollen Abend. Unseren Sänger am Steuer sollten wir leider in unseren kurzen Tagen nicht mehr wiedersehen.

Fahrten wie die gestrige kann er sich nicht oft leisten, denn die Boote fahren meist nur auf Zeit und nicht auf Weg. Wenig Benzin auf lange Zeit, nur dann ist etwas zu verdienen. Das hat er uns ja gestern erklärt.

Um 9 Uhr waren wir telefonisch in der Polizeipräfektur angemeldet, um die Erlaubnis zu erbitten, an der morgigen Untersuchung der Fachkollegen teilnehmen zu können. Die Klosterkirche war heute wieder geöffnet. Diese Auskunft hatten wir soeben aus jener Seifensiederei erhalten. Der Wirt meinte, die Geschichte zwischen dieser Kirche und der Familie des Kerzen- und Seifensieders ist so lang, dass er sie uns jetzt nicht erzählen könne. Wenn wir uns beeilen, in 10 Minuten geht das Postboot und in einer halben Stunde könnten wir in „Madonna in Capitol“ sein. Wir haben uns beeilt.

Nun standen wir in dieser Klosterkirche. Der Raum war halbdunkel und fast schmucklos. Um einen Tisch standen einige Menschen, nach ihrem Äußeren Ausländer. Es wurde in verschiedenen Sprachen sehr laut geredet. Etwas abseits in einer Bank saß ein Polizist in Uniform. Gegen alle Sitten trug er seine Dienstmütze auch hier in der Kirche. Erst jetzt sahen wir in einer Nische des Seitenschiffes, erleuchtet durch viele Kerzen, die Statue einer Madonna. Ein Junge von ungefähr 10 Jahren kam uns entgegen mit einer Handvoll Kerzen in allen Größen. Wir drückten ihm ein Geldstück in die Hand ohne eine Kerze zu nehmen. Mit vielen Verbeugungen bat er uns, näher zu treten. Als er merkte, dass wir deutsch sprachen, nahm er ein kleines Büchlein aus einer Nische und begann in dem Ton einer Litanei uns die Geschichte des gestohlenen Schmuckes zu erzählen. Es war restlos unverständlich was er sprach. Vielleicht hat er sich in seinem Büchlein vergriffen. Ich gab ihm eine Lira. Darauf schaffte er alle brennenden Kerzen beiseite. War der Spender nicht mehr im Raum, blies er diese aus und legte sie beiseite.

Die Nische war halbrund. 1 ½ Meter breit, ebenso tief und 3 m hoch. Verschlössen durch ein starkes schmiedeeisernes Tor, welches bis zur Decke ging. Fenster im Hintergrund gab es nicht. Seit fast 200 Jahren befand sich der Schmuck an diesem Platz. Die Madonna selbst mit dem Kind war ein Holzschnitzwerk mit klassischen Zügen. Verschandelt wurde sie erst durch die vielen Seidenröcke und Mäntel, welche man darüber gehangen hatte. Dadurch wurde sie zu einem seelenlosen Klotz Holz, zu einem nichtssagendem Ständer, der die Aufgabe hatte, neugierigen Guckern einen kostbaren Goldschatz vorzuführen.

Das alles erklärte mir Steffi, denn hier musste sich ja ihr Studium bemerkbar machen.

Die Schar schnatternder Globetrotter hatten den Kirchenraum verlassen. Nun standen wir zum ersten Mal vor dem Glaskasten, welche die Fälschung enthielt. Unser Blick galt jenem Stück links neben dem Silber. Steffi löste die Kette vom Hals und verglich die kleine Münze mit der Kopie. Wir riefen den Jungen von seinem Kerzenstand zu uns, zeigten ihm die Kupfermünze an der Kette und wiesen auf dasselbe Bild in dem Glaskasten. Der Knabe, der uns zu verstehen schien, holte den Uniformierten, dem ich mit einigen Lires die Hand drückte. Er kannte sein Geschäft und es war uns nun möglich, jene Fälschung in die Hand zu bekommen. Schon am Gewicht stand es fest, es war kein Gold. Die Silberplatte hinten in der Mitte mochte vom Metall aus echt sein. Alle Plaketten waren graviert und nicht geprägt.

Der Beschützer war sogar damit einverstanden, mit der Kette ans Tageslicht zu gehen. Sie war kupfervergoldet. Für Steffi stand jedoch noch mehr fest. Diese Fälschung war Jahrhunderte alt. Das zeigte die Patina an den Ösen, wo die Vergoldung nicht ganz gereicht hat. Um dieses Grün zu bilden braucht die Natur eine sehr lange Zeit.

Länger hier zu verweilen war nicht notwendig. Die nächste Gondel brachte uns ins Stadtarchiv zu Professor K. Wir stellten uns vor. Der alte Herr war sehr erfreut eine Kollegin, und dazu noch eine Schülerin von Professor B. aus Berlin vor sich zu sehen.

Das Stadtarchiv war die Zentrale Verwaltungsstelle für alle öffentliche Museen und Sammlungen. Nach dem obligaten Gläschen Wein wurden wir noch einigen Mitarbeitern vorgestellt. Der Professor fungierte als Dolmetscher. Wir hatten schon in der Frühe telefonisch mitgeteilt, dass es unser Wunsch sei, den Spiegel zu sehen.

Zwei Herren brachten ihn in die Nähe des Fensters. Jetzt erkannten wir deutlich jenes seltsame Bild. Die Art der Farben, die Maltechnik, das Holz des Rahmens deuteten darauf hin, dass es sich um eine jahrhundertalte Arbeit handelte. In den Morgenstunden war schon der Gerichtschemiker hier und entnahm eine kleine Farbprobe zwecks Altersbestimmung.

Wenn es sich herausstellen sollte, dass dieser Spiegel mit dem Raub des Schmuckes nichts zu tun hatte, war ich gewillt, denselben zu kaufen.

Er war mit 73 Lire als letzte Summe ausgerufen. Bei der Beschlagnahme war der Käufer, ein Holländer vom Kauf zurückgetreten. Ein kurzer Anruf beim Auktionator und ich hatte das Vorkaufsrecht. 100 Lire hatte ich geboten. Wenn alles gut geht, konnte uns das Bild oder der Spiegel, je nachdem wir es nennen wollen, bald gehören. Ein junger Mitarbeiter wurde zur Klosterkirche beordert, um die Samtvitrine mit dem Inhalt her zu holen.

Nach einiger Zeit kam der Bote zurück. Erst jetzt konnte eine genaue Untersuchung stattfinden. Es war ohne Zweifel, Bild und Kette waren gleich alt.

Welcher Zusammenhang war zwischen dem Bild der nachgemachten Kette und dem Raub des Schmuckes? Alle Kombinationen mussten verworfen werden. Wer war der Räuber? Wie kam er in den Besitz der Kopie? - An alle Kunsthändler ging die Nachricht vom Raub und die Warnung vor Ankauf. Wir waren uns einig, den morgigen Termin der Kriminalpolizei und der Sachverständigen abzuwarten.

Ein schnelles Boot brachte uns zurück in unser kleines Nest mit den Zaubерfenstern. Es gab ein gemeinsames Mittagsmahl mit kräftiger italienischer Hausmannskost. Den Wein für alle hatte ich selbst bestellt und bezahlt. Zwar war es Weißwein, aber kein herber Landwein, sondern ein Jahrgang 21. Alle Sonne Italiens dies gesegneten Weinjahres seit hundert Jahren war in dieser Flasche aufgefangen. Auf dem Etikett stand unter der Jahreszahl Parola d'onore, was soviel heißt wie Ehrenwort.

Das Mahl begann nach italienischer Art mit Weißbrot und einem kräftigen Schluck Wein. Im Stillen beobachtete ich Steffi, wie sie wohl auf diesen ersten Schluck reagieren würde.

Als sie das Glas absetzte, sah sie mich vorwurfsvoll mit den Worten an: Warum nicht immer diesen? Heimlich flüsterte ich ihr ins Ohr, dass man für eine Flasche dieses Weines 5 Flaschen süßen Rotweins bekommen könne.

Nach dem gemeinsamen Mahl fuhren wir beide auf die andere Seite von Murano. Unser Hotelier war Mitinhaber einer alten Glasschmelze und hatte uns angeboten, den Betrieb zu zeigen.

Es gab einen alten Betriebsteil und einen Neubau. Die alten Essen waren kalt. Die Glasbläserei wurde noch mit dem Mund und mit großen Pfeifen ausgeführt. Daneben lag die Kristallschleiferei. Der Schmuck des Betriebes jedoch war die Färberei. Jeder Meister hatte so seine eigenen Verfahren, die durch Generationen streng gehütet wurden. Da gab es seltene Erden, Metalle und Chemikalien. Erst jetzt erfuhren wir, dass unser Gastwirt Glasfärber war. Mit Stolz entledigte er sich seines Rockes und war wieder ganz Handwerksmeister. Im Vorbeigehen sagte er mir ins Ohr, das kleine Hotel habe ich angeheiratet, aber hier bin ich zu Hause. In vier Tiegeln schmolz rotwarmes Glas. Alles Licht wurde gelöscht, denn nur so konnten die Farben richtig in der flüssigen Masse beurteilt werden. Atemlos folgten wir dem Tun.

Ohne ein Wort mit dem Gehilfen zu wechseln entstand vor unseren Augen ein roter, ein blauer, ein grüner und ein gelber Kelch. Mit frohem Lachen wurde das Licht wieder eingeschaltet. Als wir an das Sonnenlicht gingen, stellten wir fest, alle Gläser waren in der Farbe von makelloser Reinheit. Dieses Rot, erklärte unser Meister, ist das Schönste in ganz Murano. Es wird seit über 200 Jahren in diesem Hause geschmolzen. Die Grundmittel kommen aus Griechenland und wurden mit allen Chemikalien, die drüben aus Mestre kommen, nie erreicht.

Es gibt fast kein ewiges Licht in Italiens Kirchen, deren Ölschalen nicht hier geschmolzen werden. Auch jetzt führen wir noch jährlich tausende in die ganze katholische Welt aus. Sehen Sie, hier dieser Pokal ist an zweihundert Jahre alt und gehört zu den ersten Mustern, welche hier geblasen wurden.

Wir standen vor einer Nische, angefüllt mit allerlei farbigen Gläsern und Schalen. Dies ist mein kleines Glasmuseum, erklärte uns der Meister. Steffi nahm einen dunkelroten Kelch und zeigte ihn mir mit den Worten, so was haben wir heute schon gesehen. Die Form, diese Farbe. Langsam wurde uns klar, es war das Urbild jenes Weinglases auf dem Spiegel. Als sie es umdrehte trug es das Familienzeichen, das auch über der Pforte des Hauses in San Lazare eingemeißelt war. Wir fragten dem Besitzer, was dieses Zeichen zu bedeuten habe. Er erklärte, es sei das alte Familienwappen des Gründers dieser Glasschmelze. Dann führte er uns vor den alten Bau und zeigte das Symbol über dem alten Eingang. Es ist ein roter Stein und kommt aus Griechenland. Und wie Sie sehen sind auch die Buchstaben griechisch.

Und nun stand fest, es muss eine Verbindung zwischen dieser Glashütte und der Goldschmiede gegeben haben. Die Frage, ob es noch mehr dieser Art Gläser in der Stadt gebe, konnte er uns nicht beantworten. Nach kurzem Studium in alten Geschäftsbüchern stellte er fest, dass seit über hundert Jahren die Form dieser Kelche aus der Mosel gekommen waren. Bei der Frage an den Gesellen, ob er in der Lage sei, diesen Becher nachzuschaffen, wurde er verlegen. Der Meister ermunterte ihn und ich konnte eine Bestellung aufgeben. Wir ließen ihm 10 Tage Zeit.

Die kleinen Kelche, welche wir in der Hand hatten, bekamen am oberen Rand noch einen leichten Schliff und waren nun fertig.

Eine junge Schleiferin eilte schnell mit einer Flasche herbei und schenkte und einen echten Wermut in unsere bunten Kelche. Wir tranken auf das Wohl aller, welche diese schönen Gläser schufen. Unser Wirt übersetzte

unsere Wünsche. Mit einem Zug leerten wir den Wein und gaben die leeren Gläser unseren Gastgebern. Noch dreimal wurden diese gefüllt, dann hatten alle getrunken. Auf Steffis Wunsch gebot der Meister Feierabend. Die Einladung, an diesem Abend unsere Gäste zu sein, wurde mit Freuden begrüßt. Natürlich sind Frau und Kind, Braut oder Freund auch herzlich willkommen. Der Wirt bestellte sie alle in zwei Stunden vor seine Bodega. Auf die Frage an diesen, wie viel Boote wir bestellen müssten, kratzte er sich hinter die Ohren und murmelte einige italienische Worte vor sich hin. Dann sagte er, die Boote seien schon vorhanden.

Als wir zu Hause ankamen, hatten wir noch 1 ½ Stunden Zeit, uns frisch zu machen und uns umzuziehen. Für Steffi und die andere junge Frau lieh uns unsere Wirtin aus ihren jungen Tagen je ein echtes venezianisches Kostüm. Selbst der Wirt und seine Frau waren in Landestracht.

Auf die Minute genau ging ein Rufen durch das Haus. Die Boote mussten da sein. Wir traten auf den Balkon und blieben wie angewurzelt stehen. Das war doch unmöglich. Uns zitterten beide die Knie. Da hatten wir uns was Tolles eingerührt. Einige Männer kamen an Land und holten große Körbe ab und verteilten sie auf die Schiffe. Mit klopfendem Herzen hatten wir festgestellt, drei große Gondeln und vier Fischerboote, dazu 54 lebendige Seelen einschließlich der Kinder. Der Wirt winkte herauf. Wir seien doch die Gastgeber, wo wir denn blieben. Was half es nun. Tragen wir diesen Leichtsinn mit Würde.

Wir Hotelgäste kamen in die erste Gondel. Um uns lauter junges Volk. Nachdem wir ungefähr 100 Meter vom Land waren, legte sich rechts und links je eine Gondel fest an und wurde verzurrt. Die vier Fischerboote kamen achtern, setzten neben- und hintereinander und bildeten, nachdem alles fest verbunden war, eine Einheit. Die zwei mittleren Kähne wurden geräumt und in einigen Minuten schuf man auf ausgelegten Brettern eine Tanzfläche.

Wir kamen aus dem Staunen nicht heraus. Ein Motorboot tuckerte heran, geführt von unserem Gesellen Glasbläser und seiner Frau. Jener kleinen Schleiferin, welche uns den Wermut eingeschickt hatte. Ein Tau wurde übernommen und langsam setzte sich das Ganze in Bewegung. Besorgt fragte mich Steffi, was diese Vorstellung denn nun kosten soll. Der Wirt in der Gondel nebenan möge wohl ihre Gedanken erraten haben. Er beugte sich zu ihr herüber und sagte scherzend, junge Frau, wir haben das Programm geändert. Meine Frau hat heute Namenstag und bittet Sie, dass Sie heute unsere Gäste sind. Ich muss ehrlich bekennen, von nun an war das Fest um vieles schöner. Auch Steffi war froher. Schon erklangen die ersten

Lieder zu Mandoline und Laute. Mitten im Satz brach die Musik ab und es erklangen die Takte eines Volkstanzes. Es begann eine italienische Nacht, wie wir sie nie erlebt oder je gesehen hatten. Alles sang mit, als Patronin und Patron den Tanz eröffneten.

Oft bekamen wir direkt Angst, wenn wir sahen, wie dicht das Tänzerpaar an den Rand der Fläche kam. Ein stürmischer Applaus beendete diesen ersten Tanz. Wie herbei gezaubert hatte plötzlich jeder einen Becher Wein in der Hand. Das Namenstags-Kind hob sein Glas und das erste wurde geleert.

Der Wein war tief rot - süß und schwer – Vorsicht, flüsterte ich Steffi ins Ohr.

Auf allen Booten glühten jetzt bunte kleine Birnen. Man hatte ein Kabel zum Motorschlepper hinüber gelegt. Auf einen Wink begann die Kapelle mit der „Schönen blauen Donau“. Das gilt uns, flüsterte ich Steffi und den anderen jungen Leuten unseres Hotels zu. Unter dem Beifall aller betraten wir Vier mit Hilfe einiger kräftiger Männerarme die kleine Fläche.

Jetzt waren auch unsere Wirtsleute im Orchester tätig mit Geige und Laute. Nachdem wir uns alle vier während der ersten Takte verzweifelt um die Mitte drehten, aus Angst ins Wasser zu fallen, stellten wir bald fest, dass wir bewegungslos in der Lagune lagen. Das Glas Rotwein tat auch seine Wirkung und wir wurden munter. Dann wechselten wir die Paare. Ein Freudenruf war die Quittung, endlos der Walzer. Ständig waren vier Paare auf der Fläche und nach 20 Minuten hatten wir vier Gäste mit allen getanzt.

Unser Bootsmann war wieder übergestiegen und warf den Motor an. Langsam setzte sich unsere schwimmende Insel in Bewegung. Der Mond ging heute später auf. Rund um uns in der Lagune war reges Leben. Was wir hier auf dem Wasser sahen, waren Menschen dieser Welt. Die Snobs fand man nur drüben am Lido. Uns Vier zählte man, wie wir merkten, zu den einfachen Leuten und damit hatten sie recht.

Wie tat es uns leid, wenn wir sahen, wie ganze Kolonnen Reisender in zwei Tagen durch Venedig gehetzt wurden. In 5 Weltsprachen wurden sie durch die Sehenswürdigkeiten gejagt. Müde setzt man sie wieder in Schiffe und Waggonen, um für die nächsten Platz zu machen. Sie sahen keine Gebäude sondern Steine, keine Bilder sondern Farbe, keine Menschen sondern Masken.

Mit dem Wein sollte ich doch vorsichtiger sein. Auf der Fläche ging der bunte Tanz weiter. Ein großer Korb ging von Hand zu Hand. Jeder nahm, was ihm schmeckte. In einem Thermos fanden wir vier paar heiße Wiener

Würstchen. Die hatte man für uns reserviert und als wir vier diese mit vier Kinder teilten, hatten wir die Herzen aller erobert.

Herrliche Äpfel aus Meran, Trauben und Apfelsinen aß jeder nach Laune. Steffi sumnte einem ihrer Tänzer die Melodie vor, welche uns der Bootsmann gestern vorgesungen hatte.

Dieser verstand sofort, ließ den Tanz abbrechen und rief einige Worte zum Primus der Kapelle. Mit einem leisen Summen wurde der Ton durchgegeben. Selbst die Kinder waren still. Es folgte ein Volkslied im wahrsten Sinne des Wortes. Man spielte und sang gleichzeitig und über allem lagen die hellen Stimmen der Kinder.

Der Aufforderung zu Tanzen wagten wir nicht mehr zu folgen. Wir hatten drei Becher getrunken.

Ein kleiner Schreckensruf. - Ein Bub hatte sich wohl heimlich an eine Flasche gemacht und war zwischen den Beinen der Tanzpaare über Bord gegangen. Alles was Hosen trug, sprang in die Lagune. Der Schlepper stoppte und innerhalb von einigen Sekunden war ein heulender Bub und elf nasse Männer wieder an Bord. Nach einigen Minuten hängen nasse Hemden über der elektrischen Leitung zum Trocknen. Die Leitung, die dieser Belastung nicht gewachsen war, riss und alles lag wieder in der Lagune.

Mit einem Schlag waren alle Boote dunkel, da ja die Spannung fehlte. Ich hatte das Gefühl, dass erst jetzt das richtige Volksfest begann. Steffi saß mir der anderen jungen Frau im Boot nebenan. An ihrem Lachen konnte ich erkennen, dass auch sie köstlich amüsierte. Die sechs Kinder hatte man in der Kajüte einer Kajüte einer Gondel schlafen gelegt. Ich gebe eine Wette, dass sie alle an dem „Süßen“ waren.

Die Leitung war wieder in Ordnung gebracht. Jetzt erst sollte das Fest beginnen. Die Frauen wollten tanzen, der Wein war gut und wirksam. Ich sah, wie unsere Kristallschleiferin mit dem Wirt sprach. Es sind zu wenig trockene Männer hier, trinken Sie ein Kaffee und retten Sie die Ehre unseres Männergeschlechtes.

Ich rief hinüber, wo denn der Kaffee sei? Er meinte, ich könne ihn auch morgen trinken. Steffi gab ihm recht. So eröffneten wir trockenen Männer den nächsten Tanz. Meine Braut tanzte nicht mehr. Es war kurz vor Mitternacht, als der Wirt mir sagte, dass das Namenstagskind den letzten Tanz erhalte. Die Wahl fiel auf mich. Der Wirt engagierte Steffi, welche ja nun nicht mehr absagen konnte.

Es wurden immer mehr Tänzer und immer weniger Musiker. Alles sang aus voller Kehle mit.

Das Unglück konnte nicht ausbleiben. Ein Segelboot, das uns in den Weg lief, war die Ursache, dass unser Schleppsteuermann das Ruder hart herumreißen musste. Die Arche machte einen Bogen und alles was außen stand ging über Bord.

Mit dem Bestreben, die Wirtin ins Gleichgewicht zu bringen, hatte ich mich übernommen. Sie schlug die Arme um meinen Hals und beide gingen wir in die Lagune. Die zwei Fischerboote plötzlich ihrer Last beraubt, neigten sich tief und hier musste auch Steffi und unser Gastwirt über Bord gegangen sein. Später haben wir festgestellt, dass wir mit acht Paaren im Bach gelegen haben. Noch selten habe ich so gelacht als am Ende dieses Namenstages. Unsere Schleppkapitän nannte man von nun an den „Wiedertäufer“

Zwischen Murano und San Erasmo ist das Wasser so flach, dass man außerhalb der Boote stehen kann. Darum die Unbesorgtheit unser Gastgeber. Mit dem Tanz war es ja nun zu Ende. Während der Fahrt wurde die Fläche abgebaut, was noch da war, aufgeessen und ausgetrunken. Die Mandolinen schliefen und der Gesang wurde dünner.

Es mochte die zweite Morgenstunde gewesen sein, als das ganze schwimmende Gebilde sich auflöste. Kein Kahn war gemietet. Wir stiegen mit unseren Wirtsleuten in das Schleppboot über. Ein Gruß und nach kurzer Zeit waren alle zu Hause. Die Kleider fast schon wieder trocken. Die alte Hausmutter, welche als Telefonwache das Hotel hütete, schlug vor Verwunderung die Hände über den Kopf. So fidel hatte sie die Patronin noch nie gesehen. Beinahe war es zum schlafen gehen zu spät. Für die Frauen gab es heiße Milch und für uns Herren Glühwein. Hunger hatte niemand mehr. Traumlos und müde sanken wir in unsere Betten. „Die Nacht von Venedig“ war zu Ende.

Gegen neun Uhr weckte mich ein leises Klopfen. Ich wurde ans Telefon gerufen. Der Professor gab die Nachricht durch, dass der Lokaltermin erst morgen stattfände. Ich dankte ihm und dem Zufall. Es war hoher Nachmittag, als Steffi aus ihrem Schlaf erwachte. Ich hatte alle Vorhänge zugezogen und lag auf dem Dach in der Sonne, die letzten Tage überdenkend. Bis jetzt hatte jeder eine neue Überraschung gebracht. Unser Mittagmahl nahmen wir heute allein auf dem Balkon ein. Die Wirtin servierte jeden Gang einzeln. Anstelle von Wein gab es eine Fruchtlimonade. Von der Nacht wurde nicht mehr gesprochen. Nur die glatten Haare der beiden Frauen erinnerten äußerlich, dass die Locken in der Lagune verloren gingen. Sie legte uns einen Zettel in deutscher Sprache auf den Tisch, aus dem wir erfahren konnten, dass um zwei Uhr ein Friseur komme. Kleider und

Anzüge seien beim Schneider zum Bügeln. Die nasse Geldtasche hatte ich schon herausgenommen und die Scheine lagen in der Sonne zum Trocknen. Mit verlegenem Lächeln sah mich die Wirtin an, no Malheur sagte sie und drehte die Scheine auf die andere Seite. Wir waren uns einig, an diesem Tag nichts mehr zu unternehmen. Die Erlebnisse der Nacht waren ausreichend.

Einen kurzen Sprung machte ich noch hinaus und kam mit einem Strauß Rosen zurück. Gemeinsam gingen wir in die Küche, um für den gestrigen Namenstag noch nachträglich zu gratulieren. Unsere gute Wirtin wurde etwas verlegen, als sie die Blumen in der Hand hielt. Die alte Hausmutter verstand etwas deutsch und dankte zurück. Sie sprach die Wirtin mit Petra an. Aber Petra, das ist doch Peter. Aber Peter und Paul, das war doch nicht gestern. Langsam schien mir etwas zu dämmern. Vorläufig behielt ich den Verdacht jedoch für mich. Erst am Tage unserer Abreise sollten wir hinter den seltsamsten Namenstag kommen, der gar keiner war.

Der Friseur kam und bald waren auch die letzten Spuren einer venezianischen Nacht verschwunden. Steffi verbrachte den Abend mit Briefeschreiben. Ich faulenzte auf dem Dachgarten. Als ich um die zehnte Stunde nach ihr sehen wollte, lag sie schon in tiefem Schlaf. Das kleine Medaillon bildete wieder jenen Schatten auf ihrer zarten Haut.

Welch ein seltsames Geschehen hat doch das Urbild dieses Kupfers in unser Leben gebracht.

Ich legte mich wieder auf meinen Liegestuhl. Seltsame Gedanken, tiefes Grübeln, Fragen ohne Antwort quälten mich. In dieser Stadt muss es einen Menschen geben, der wenn auch nicht alles, so doch einige Fragen beantworten könne.

Die Geschichte des Schmuckes ist alt, so alt, dass keiner zwischen Griechenland und Venedig sie erzählen kann. Mit dem Blick in Italiens blauen Himmel muss ich eingeschlafen sein.

-----  
Kein heute Lebender konnte jene Begebenheit erzählen, die an jenem Morgen des 3. März 1688 begann, als der jüngste Sohn des Färbers Alwin Achelian von seinen Eltern Abschied nahm. Dyonis Achelian, geboren am 16. August 1668 in Paramitya in Griechenland, von Beruf Goldschied, auf der Reise zu seinem Bruder Paulon Achelian, Glasbläser zu Murano bei Venetia.

Obiger genannter ist ein braver Sohn unseres Glaubens. Wir bitte alle Geistlichen und Weltlichen Behörden ihm Labsal und Herberg zu geben, auf dass er nicht Schaden nehme, an Körper, Geist und Seele.

gez. Medardus Pontane  
 Prior des Klosters „Miracolo Maria“

Anmerkung:

Obiger hat bei uns das Goldschmiedehandwerk erlernt und wurde mit den Meisterwürden verabschiedet

Empyreum, den 1. März 1688  
 Dominus decum.

Dies waren die Eintragungen, welche das Kloster in seinem Reisepass vollzogen hatte. Seit seinem 10. Lebensjahr diente der Geselle, auf 10 Jahre lautete die Verpflichtung, welche seine Eltern dem Kloster geben mussten. Mit 13 wurde er in den Kreis der klösterlichen Kunstschule aufgenommen, das berühmt war durch seine Goldschmiede und Färber. Die Geschichte dieses Augustinerklosters ist noch jung. Seine Gründung reicht in das Jahr 1558 zurück. Zwei Jahre zuvor wurden alle Augustiner Eremiten aus der Republik Genua ausgewiesen und zu Ketzern erklärt. In den Bergen Griechenlands fanden sie eine neue Heimat und bauten ein neues Kloster auf. Berühmter als ihre Klosterkirche wurden ihre Schulen und Werkstätten. Jeder Klosterschüler trat mit 10 Jahren in dasselbe ein und hatte die Wahl nach erfolgter Ausbildung als Handwerker auszuscheiden, zum geistlichen Stand überzutreten oder als Lehrbruder volles Mitglied des Klosters zu werden.

Jeder Schüler lernte Griechisch in der klassischen Form, Latein und italienisch. In der Metallurgie wurde Gold, Silber, Kupfer und Zinn zu hochwertigen Gegenständen verarbeitet.

Die Leder- und Tuchfärberei war in ganz Griechenland geschätzt und seit 50 Jahren schmolz und färbte man auch Glas.

Sein Bruder Paulon war Glasbläser und Färber. Er hatte vor 5 Jahren das Kloster verlassen. Jetzt war er seit Jahren in Murano bei Venedig.

Vor einem halben Jahr bekam Dyonis einen Brief des Bruders über die Klosterpost, dass es in Venedig Möglichkeiten gebe, sich als Goldschmied einschreiben zu lassen, wenn das Kloster ihn mit der Meisterwürde entlässt.

Nach einer kurzen Rücksprache mit seinen Eltern und der Klosterschule wurde vereinbart, dass er an diesem 3. März des Jahres 1688 die Reise nach Venedig antreten werde.

Derselbe Bote, welcher den Brief in das Kloster brachte, nahm nach einer Woche die Antwort nach Venedig mit. Diese Klosterpost war die schnellste und sicherste zwischen Griechenland und Italien.

Nun hat er alles in Ordnung hinter sich gebracht. Das Ausscheiden aus dem Kloster, der Abschied von seinen Eltern und seiner Schwester. Sein Vater war einst Klosterschüler und jetzt ein angesehener Gerbermeister in Paramithya. Nebenbei und im Geheimen schmolz und färbte er Glas wie sein Sohn Paulon, mit dem er durch Mischung seltener Erden und Metalle ein neues Rot erfunden hatte, das selbst im Kloster nicht erreicht wurde. Mit diesem Geheimnis zog vor Jahren Paulon nach Murano in die Stadt der Glasschmelzer bei Venedig.

In aller Heimlichkeit wurden in Paramitya die Rezepturen für Murano fertig gestellt und über Umwege nach einem Ort bei Murano gesandt.

Nun würde er bald den Bruder sehen, den er so liebte. Fünf Jahre waren sie gemeinsam im Kloster und er konnte sich noch gut an die Feier im Dormitorium, dem klösterlichen Schlafsaal erinnern, als sie Abschied nahmen. Er hatte damals Urlaub bekommen und die ganze Familie hatte den Bruder bis zur Küste begleitet.

An des Bruders Eselin hing ein kleiner Ledersack, schwer wie Gold, aber wertvoller. Die Mischung für das erste Rubinglas, das Geheimnis der Familie.

Buntes Glas musste aus Murano kommen, denn aus Paramidya wär es unbekannt und weniger wert gewesen.

Nun saß auch er auf einer Eselin. Ein Geschenk seiner Mutter. An der Küste würde er das Tier verkaufen, denn auf dem Segler war wenig Platz.

Diesmal musste er allein reisen. Die Mutter war erkrankt und die Schwester hatte die Pflege übernommen.

Vorsichtig stieg das Tier die steile Straße hinauf. In kurzer Zeit werden sie die erste Höhe erreicht haben. Eine Stunde war er unterwegs. Nun lag noch einmal die Welt seiner Kindheit vor ihm. Dort das Kloster mit den 4 Schulgebäuden und Werkstätten. Sein Geburtsort in Terrassen an den Berg gelehnt und im Tal die Äcker und Obstgärten.

Vor zwei Jahren hat es drüben in dem kleinen Haus neben der alten Ruine ein Mädchen gegeben. Eines Tages war sie mit einem Fremden auf und davon. Sie wollte nicht warten.

So konnte jetzt sein Herz frei und unbeschwert das Tal verlassen. Er hatte dem Tier die Last abgenommen und ließ es weiden. In einer Stunde wollte er weiterziehen, hinab der Küste entgegen.

In seinem Proviantstuck war Nahrung für viele Tage. Hartes Weißbrot, Käse, Dörrfleisch, getrocknetes Obst, Rosinen, Mandeln und ein Schlauch mit herbem Landwein, welcher so gut den Durst löschte. Ein kurzes Messer und ein Pistol steckten in seinem Gürtel und ein zweites im Sattelzeug.

Er trug sein Geheimnis in den Sarazener Gürtel bei sich. Ein Ledergurt, handbreit aus feinem Material gearbeitet, jedoch schmucklos, um nicht den Blick auf sich zu ziehen.

In diesem Gürtel war ein Goldblech eingearbeitet. Der Lohn der letzten zwei Jahre aus dem Kloster. Sein Vater gab dieselbe Menge dazu. Dieser Gürtel war das Grundkapital für den Anfang in Venedig. Das Gold trug den Feingoldstempel des Klosters „Mirakolo Maria“ und wurde auch in Venedig anerkannt.

Seinen Meisterbrief barg er in einer Pergamenthülle in seinem Ledersack. Den Klosterpass trug er in einem Beutel auf der Brust. Dazu seine Barschaft. In seinem linken Ohrläppchen hing ein goldener Ohrring mit dem Zeichen einer Meisterwürde der Goldschmiede des Klosters.

Ein jeder Schüler, der mit dieser Würde das Kloster verlässt, bekommt diese Auszeichnung als letztes Geschenk. Sein Bruder trug damals in seinem Ohrring als Zeichen der Glasbläser. Der Frühjahr in diesem Jahr war so schön, dass Dyonis es vorzog, mit seinem Lasttier die Nacht im Freien zu verbringen.

Am nächsten Tag gegen Abend wird er die Küste bei Färga erreichen. Um die Mittagsstunde des nächsten Tages hatte er die Berge überstiegen und sah die Küste vor sich. Bei sinkender Sonne nahm er im Hafen Quartier.

Am 7. März soll ein schneller Segler hinübergehen. Seine Eselin hat er um einen guten Preis verkauft und damit seine Barschaft aufgebessert.

Tags darauf lief der Segler „Paulus von Korinth“ in den kleinen Hafen ein. Da das Löschen und Laden schnell vonstatten ging, konnte pünktlich in der Frühe des 7. März die Überfahrt beginnen. Der Segler verkehrt nur als Übersetzer von Santa Maura nach Odranto. Von hier aus musste man einen Adriasegler nach Venedig nehmen.

In Adronto gab es einen Aufenthalt von zwei Tagen. Schnell war der Fahrpreis ausgehandelt. Es war ein 2-Masten-Segler und schon etwas betagt. Als Gallionsfigur trug er einen Pferdekopf und die verwitterte Inschrift konnte vielleicht „Schneller Renner“ heißen. Beim Aussegeln gab es jedoch schon beinahe eine Havarie. An Bord waren 9 Mann Besatzung und 11 Seelen als Passagiere. Jeder Passagier hatte sein eigenen Proviant mit und außer Wasser wurde vom Kapitän nichts gegeben. Mittschiffs gab es eine kleine Kajüte für die Passagiere als Schlaf- und Aufenthaltsraum. Der Aufenthalt an Deck war sehr beschränkt, denn hier war schweres Bauholz für Venedig gestapelt. Unter Deck lagen Säcke mit allerlei Gerüchen, von Gewürzen und Rosinen. Fässer mit Olivenöl. Im Vorschiff war in einer Lu-

ke loser Weizen eingelagert. Der Segler lag ein Fuß über der Lademarke und war somit überladen.

Dyonis machte sich mit den Mitreisenden bekannt. Unter ihnen war eine junge Frau aus Mägli mit einen Jungen von 4 Jahren und einem Mädchen von 3 Monaten. Sie war auf der Reise zu ihrem Mann, der in den Steinbrüchen von Peskara tätig war. Mit ihr fuhren noch 6 Männer aus dem selben Ort. Sie wollten alle nach den neuen Steinbrüchen. Ihre Frauen werden auch sie später nachholen.

Die junge Frau war nun die Mutter für alle und kochte auch den Reis für Dyonis mit. Er zahlte ihr ein kleines Entgelt, was sie gut gebrauchen konnte. Die Fahrt wird die ganze Westküste der Adria entlanggehen, immer in Landsicht. Am 2. Tag war Wasser im Unterschiff und der Kapitän forderte auch die Passagiere auf, an die Pumpen zu gehen.

Nach dem ungeschriebenen Gesetz der Meere gab es für 6 Stunden Pumpendienst einen Tag Freifahrt mit voller Verpflegung. Alle 6 Männer aus Mägli meldeten sich freiwillig. Die Besatzung hatte vollauf an Deck zu tun. Seit 2 Tagen setzten die Frühlingswinde ein. Sie kommen von den Alpen und jagen die ganze Adria hinauf bis nach Griechenland.

Der Kapitän sagte uns, die Stürme kämen 3 Wochen zu früh. Es war um Mitternacht, als er alle Passagiere wecken ließ. Das Schiff war durch den Golf von Manfredonia hindurch und musste um Kap Vieste hindurch, jenem Sporn am Stiefel Italiens. Zweimal hatte das Schiff schon einen Anlauf genommen. Sollte es auch beim dritten Mal auch nicht gelingen, wollte man Manfredonia als Nothafen anlaufen. Der Kapitän versprach allen Passagieren guten Lohn für tatkräftige Mithilfe.

Alle Küstenorte hatten ihre Leuchtfeuer gesetzt, denn auch die Fischer waren von dem frühen Adria-Sturm überrascht worden. Mit allen Segeln jagte das Schiff jetzt genau Kurs Ost, um die offene Adria zu erreichen. Der Himmel war schwarzblau ohne jede Wolke, der Sturm unsichtbar.

Vier Seemeilen östlich Kap Vieste ging es auf Nord-Kurs, genau gegen den Sturm. Dyonis half in den Segeln. Eine Arbeit, welche ihm völlig fremd war. Die Dunkelheit war fast vollkommen.

Zwei Fuß Wasser im Unterschiff, erscholl es plötzlich am Steuerruder. Acht Mann an die Pumpen gab der Kapitän als Antwort. Trotz allem Pumpens stieg das Wasser. Dann kam das Kommando „Pechpfannen setzen und zünden“. Nach kurzer Zeit war Helligkeit an Deck.

Der Kapitän leitete das Kehrmanöver ein. Er hatte sich entschlossen, Manfredonia anzulaufen.

Bei dieser Kehrtwendung geschah das Unglück. Während die Breitseite im Sturm lag, legte sich der Segler, da er zu oberlastig war, schwer zur Seite. Die Pechpfannen, kaum angebrannt und noch voll, liefen über und an 4 Stellen lief Feuer auf Bord. An 2 Stellen sackte es in das Unterdeck, aus dem bald beißender Rauch aufstieg. Noch waren alle Segel intakt und das Schiff lief in voller Fahrt vor dem Wind in die Bucht von Manfredonia. Die Männer von den Pumpen waren an Deck. Alle versuchten, das Feuer zu löschen. Als die Meldung kam, 5 Fuß Wasser im Unterschiff, gab der Kapitän das Kommando „Deckladung über Bord“.

Über das Feuer auf Deck war man Herr geworden. Der Kapitän wollte gerade die die Pumpen wieder besetzen, als eine riesige Stichflamme am Vorschiff in die Höhe schlug. Die Ölfässer hatten Feuer gefangen und der Vormast mit allen Segeln stand wie eine Fackel im Himmel. Zwei Zimmerleute kappten ihn und er schlug über Bord.

An der Küste musste man unsere Not bemerkt haben. Überall brannten die Pechpfannen und um uns zu zeigen, wo wir den flachen Strand ohne Gefahr anlaufen konnten, kamen Fischer uns entgegen gesegelt.

Nach einer nochmaligen Detonation brannte alles bis zum Mittelschiff. Jetzt begannen auch die Segel des Achtermastes zu brennen. Das Schiff verlor an Fahrt. Als es sich bei einer Grundberührung schwer zur Seite legte, gab der Kapitän den Befehl, das Schiff zu verlassen.

Ein Fischerboot war auf 100 Schritt an den brennenden Segler heran gekommen. Dyonis suchte die junge Frau mit ihren 2 Kindern. Wie gelähmt saß sie zwischen Rauch und Trümmern neben dem Steuerhaus und wartete auf Hilfe. Rund um das Schiff, das nun vollkommen still lag, schwamm die halbe Deckladung an Holz und bot Aussicht auf Rettung.

Die junge Frau erklärte, dass sie eine gute Schwimmerin sei und versuchen werde, mit den Kindern ein Boot zu erreichen. Das Feuer ließ keine Beratung mehr zu. Jeder nahm ein Kind und sprang über Bord.

Dyonis hatte das Mädchen am Arm. Er kam aus den Bergen und war ein schlechter Schwimmer. Er suchte schnell von dem brennenden Schiff fort zu kommen. Das Menschlein in seinen Arm wimmerte kläglich. Die Mutter hatte er sofort aus den Augen verloren. Und das Schwimmen zwischen all dem Gebälk war nicht ohne Gefahr. Nach kurzer Zeit hatte er eine Wunde über dem Auge und das Blut hinderte ihn im Sehen. Einen Arm hielt er um einen Balken und im anderen das Kind. So konnte er jedoch nicht aus dem Gewirr heraus kommen. Mit einem schnellen Griff öffnete er seinen Ledergurt und legte ihn um den Balken. In die Schlaufe hing er seinen

Arm und das Kind und versuchte mit dem freien Arm vorwärts zu kommen.

Fünfhundert Schritt bis zur Dünung, dann wären beide gerettet. Hinter ihm beleuchtete eine Riesenfackel den Strand. Als er merkte, dass er mit dem Holz nicht das Land erreichen konnte, nahm er das Kind wie es die Tiere tun, in den Mund. Nahm dann den Arm aus dem Gürtel und schwamm so gut er konnte, den Kopf hoch aus dem Wasser.

Das Kind war still, als begreife es, worum es geht. Was ihm an Schwimmkunst fehlte, besaß er an Kraft und Mut. Ein Auge war durch die Wunde vollkommen geschlossen und es bestand die Gefahr, dass er die Richtung verlöre.

Als er endlich Grund unter den Füßen hatte, kroch er mit allen Vieren auf den Strand. Er konnte die Zähne nicht mehr öffnen, legte sich auf den Rücken, um dem Säugling Wärme zu geben. Ein Schrei des Kindes gab ihm Gewissheit, dass sein Opfer nicht vergeblich war. Mit einem Lächeln verlor er das Bewusstsein.

Es ist ein altes Gesetz des Meeres „Nur der darf Strandgut bergen, der unter Einsatz seines Lebens Schiffbrüchigen Hilfe leistet“.

Sieben Feuer brannten in jener Nacht südlich von Vieste, als der venetianische Segler wie eine Riesenfackel die See erhellte. Die Feuer zeigten jene Stellen am Strand, wo es möglich war, ohne der Brandung anheim zu fallen die flache Küste zu erreichen.

Der Fischer Emanuele Coletta war mit seinen 3 Söhnen auf 2 Booten dem brennenden Schiff entgegen gesegelt. An Bug und Heck leuchtete je eine Pechfackel.

Es mögen fast 20 Boote um das sinkende und brennende Schiff versammelt gewesen sein, als der letzte Mann zusammen mit dem Kapitän von Bord gingen. Von nun gehörte das brennende Wrack der Gilde der Fischer. Sie brachten es fertig, nach fast einer Stunde das Feuer zu löschen. Es war in der frühen Morgendämmerung, als man am Strand feststellte, dass alle gerettet waren, bis auf den Griechen und den kleinen Säugling der Frau Maria Farnes aus Mägli.

Der Fischer Emanuele, Patron der Gilde, gab allen Booten den Auftrag, nochmal auszulaufen, um die Vermissten zwischen den Klippen zu suchen. Er selbst begab sich mit seiner Frau und Tochter zum Strand, um hier zu suchen.

Die Dämmerung war schon so hell, dass man die Fackeln löschen konnte. Nach einiger Zeit glaubte man, das Wimmern eines Kindes vernommen zu haben. Es war die Tochter Francesca, welche die Vermissten fand. Ein jun-

ger Mann lag leblos auf dem Rücken. Auf seiner Brust ein Bündel, das sich bewegte. Die Tochter wollte das Kind aufheben und als das nicht gelang, stellte der Fischer fest, dass der Leblose die Windeln fest in seinen Zähnen hielt. Da sich diese nicht öffnen ließen, schnitt der Fischer mit einem Messer den Säugling regelrecht von seinem Retter los.

Francesca und die Mutter eilten mit dem Kind nach Hause. Nach kurzer Zeit kamen Fischer mit einem Eselskarren und luden den Verunglückten auf und brachten ihn ins Haus des Patrons. Hier verband man die Kopfwunde und löste den Krampf der Kinnlade.

Dyonis gab kaum Lebenszeichen von sich. Nach zwei Stunden war der Klosterarzt Bartolo zur Stelle. Außer der Kopfwunde und einem großen Blutverlust konnte auch er nichts feststellen.

Mutter und Tochter teilten sich die Krankenwache. Am Nachmittag setzte das Wundfieber ein und der Kranke war noch nicht zum Bewusstsein gekommen. Zwei Tage und Nächte dauerte es, bis Kraft und Jugend gesiegt hatten.

Als Dyonis zum ersten Mal die Augen öffnete, sah er alles wie durch einen Feuerschleier. Nur langsam kamen Gedanken und Erinnerungen zurück. Mehr als die Schmerzen am Auge quälte ihn der Durst.

Wo möge er sein? Es roch nach Fischen und Leim. Langsam sah er sich im Raum um. Er lag in einem einfachen Bett, durch ein kleines Fenster schien die Sonne. Über einem kleinen Tisch das Bild der „Schmerzhaften Madonna“. Unter dem Bild auf einem Pergament eine Zeichnung. Rechts und links Blumen. Die mochten der Madonna gehören.

Immer mehr fesselte ihn die Zeichnung. Sie stellte einen jungen Mann schlafend mit Kopfverband dar. Am linken Ohr einen großen Ohrring. Sein Herz schlug ihm schmerzlich. Das war er doch selbst. Das Bild musste aus allernächster Nähe gezeichnet worden sein. Nun sah er auch seinen Brustbeutel und langsam entsann er sich der Tragödie der Nacht zwischen Feuer und Wasser.

Ob er sich bewegt oder ob er gestöhnt hat wusste er nicht. Plötzlich ging eine kleine Tür auf und auf der Schwelle stand ein Mädchen, so schön, dass er glaubte zu träumen. Als er die Lippen bewegte, lief sie wie im Schreck davon. Schnell kam eine Frau, brachte Wasser und Wein und schimpfte auf das Mädchen, dass es so schlecht Wache gehalten habe. Dieses war zum Arzt gelaufen, um ihm zu berichten, dass der Kranke die Augen geöffnet habe. Der kam dann und erneuerte den Verband. Nachdem endgültig festgestellt werden konnte, dass alle Glieder unversehrt waren,

wurde Dyonis erklärt, dass er in einer Woche das Bett wieder verlassen könne.

Bis zum Abend hatte ihm die Frau des Fischers alles erzählt. Wie man ihn und das Kind gefunden hatte und dass alle von dem Schiff gerettet wurden. Gestern morgen war in der nahen Kapelle ein Bittgottesdienst für das Leben des Retters. Ihre Tochter Francesca hat heimlich während der Nachtwache ein Bild von ihm gezeichnet. Dieses wurde dann morgens auf den Altar gestellt, damit sich die Madonna auch nicht irre.

Jetzt ist das Bild gesegnet und steht hier in der Kammer.

Während die Mutter erzählte, schlief er ein, ohne das Mädchen an diesem Tage noch einmal gesehen zu haben.

Gegen Mitternacht kam noch einmal ganz leicht das Fieber zurück. War es Traum oder Wirklichkeit? Im Halbschlaf merkte er einen Kuss auf seinen trockenen Lippen. Er öffnete die Augen und erkannte sie sofort wieder. Ehe er auch nur eine Bewegung machen konnte, war das Bild verschwunden.

Er war entschlossen, nicht davon zu sprechen und abzuwarten, bis das Mädchen selbst sprach.

Mit einem Redeschwall hatte die Hausfrau ihn am Morgen geweckt. Ihre Zunge ging so schnell, dass Dyonis sie bitten musste, langsam zu sprechen, denn italienisch hatte er ja nur in der Klosterschule gelernt und gesprochen.

Kurz darauf kam auch der Fischer und begrüßte seinen Gast. Die Fischergilde hatte in jener Nacht ein gutes Geschäft gemacht. Der Kapitän war nach Manfredonia hinüber gesegelt, um den Totalschaden zu melden. Er hatte keinen Verlust, Schiff und Fracht waren gut versichert. Menschenverluste hatte es nicht gegeben. Die Passagiere hatte er auf eigene Rechnung gefahren. Morgen sollten sie alle ihr Reisegeld zurückbekommen. So verlangte es das Recht.

Das Wrack lag fünfhundert Schritt genau vor dem Fischerdorf auf einer Sandbank. Seit zwei Tagen fuhren die Fischer schon Strandgut. Die Hälfte des Weizens war gerettet, zwar nass, aber er konnte schnell getrocknet werden. Bauholz hatten sie so viel, dass sie auch die Kapelle vergrößern konnten. Die kleine Passagierkajüte stehe unter Wasser. Man glaube jedoch, auch hier noch allerlei bergen zu können. Das Eigentum der Passagiere falle nicht unter Strandgut und muss den Besitzern, wenn es möglich ist, zurückgegeben werden. Auch das ist Gesetz.

Der Fischer bat Dyonis in seinem Beisein seinen Beutel zu öffnen, um zu bestätigen, dass der Inhalt unangetastet sei.

In diesem war alles vorhanden, dessen er sich erinnern konnte. Er dankte dem Fischer für seine Rettung und für seine Hilfe.

Der Hauherr winkte ab, ging hinaus und kam mit seiner Tochter wieder. Seht, das ist meine Tochter Francesca, die Jüngste. Sie hat noch drei Brüder. Langsam kam das Mädchen näher und reichte Dyonis die Hand.

Ich heiße Dyonis Achelian, komme aus Paramithya in Griechenland und bin auf der Reise zu meinem Bruder Paulon in Venedig. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe und für Ihre Fürsprache bei der Madonna, welche Ihr Gebet erhört hat und mir die Heilung gab.

Er hat langsam und klar gesprochen, dennoch hat sie sofort den Griechen in ihm erkannt.

Francesca wurde etwas verlegen und bemerkte, die Mutter hat wohl mehr erzählt als nötig war und sie hat auch das Bild hier auf den Tisch gestellt. Stolz erklärte der Vater, dass Francesca seit vier Jahren die Zeichenschule in Foggia besuche und dort die beste Zeichnerin sei. Ob diesem Lob verlegen, verließ das Mädchen den Raum, um nach kurzer Zeit mit der jungen Frau und ihren zwei Kindern aus Mägli zurückzukommen.

Mit Freudentränen legte die junge Mutter stumm ihr kleines Töchterchen dem Retter in den Arm und küsste seine beiden Hände.

Die Nachricht, dass Dyonis wieder gesund sei, hatte sich schnell durch das kleine Fischerdorf verbreitet.

Als der kleine Raum die Menschen nicht mehr fassen konnte, packte der Fischer mit drei beherzten Männern die Bettstatt an allen vier Ecken und trugen sie vor die Hütte. Jetzt sah Dyonis zum ersten Mal den Strand bei Tage. Nicht weit ab lag das halb ausgebrannte Wrack des Seglers. Nach kurzer Zeit waren alle, die sich an Bord befunden hatten, um den jungen Griechen versammelt. Die Besatzung stritt heftig untereinander und beschuldigte den Kapitän.

Zwischen dem Wrack und dem Dorf war ein lebhafter Verkehr mit Strandgut. Kurz vor Mittag stieß das Boot mit den drei Söhnen des Fischers an. Sie brachten den Ledersack, den Dyonis in der Kajüte zurücklassen musste. Es war zwar alles nass, jedoch unversehrt.

Da es vor der Hütte zu heiß war, drängte Francesca, dass man den Kranken wieder in die kühle Kammer zurück trug. Die Schiffbrüchigen gingen wieder in ihre Quartiere. Sie waren bei allen Fischern des Ortes verteilt.

Francesca brachte einen Becher mit Ziegenmilch und ein Stück Weißbrot. Sie behauptete, dass der Kopfverband neu angelegt werden müsse. Nachdem auch dies erledigt war, sagte Dyonis, dass seine Lippen noch trocken seien wie in der letzten Nacht. Eine zärtliche Röte stieg in beiden auf, als

sich das Mädchen langsam nieder beugte, um ihm lang und innig zu küssen.

Es gibt keine bessere Medizin für alle Gebrechen als Liebe. Seit jenem Kuss war schon eine Woche vergangen. Der Kapitän, die Schiffsbesatzung und alle Fahrgäste waren gestern auf einem anderen Schiff nach Venedig unterwegs.

Dyonis erklärte sich unter Augenzwinkern beim Kapitän als noch nicht reisefähig, verzichtete aber auf die Rückgabe seines Reisegeldes. Dem Kapitän gab er einen Brief an seinen Bruder mit, um seine Verzögerung zu erklären. Im Fischerdorf raunte man, noch nie habe es ein schöneres Paar gegeben wie die Tochter des Patrone und den Griechen.

Morgen wolle der Arzt den Verband abnehmen. Schon in den frühen Morgenstunden lud Francesca ihren Liebsten in ein Boot und segelte mit ihm durch alle Grotten und Meeresbuchten der Umgebung. Insgeheim waren beide auf der Suche nach jenem Balken, um den Dyonis seinen Leibgurt gelegt hatte, als er versuchte, so treibend mit dem Kind das Ufer zu erreichen.

Die Holzladung war über die ganze Bucht verstreut. So war es erforderlich, die Küste nördlich und südlich abzusuchen. Dyonis erklärte Francesca, warum es für ihn so wichtig sei, den Sarazener Gürtel zurück zu bekommen. Mit Bestimmtheit erklärte Francesca „Die Madonna hat Dich geheilt, also wird sie Dir auch Deinen Gürtel wiedergeben“.

Gegen Mittag segelten sie in ein anderes Fischerdorf an, um hier die größte Hitze abzuwarten. Auch hier war Bauholz von dem Segler angeschwemmt worden. Nachdem das Boot festgemacht war und sie etwas gegessen hatten, beschlossen sie weiter draußen die Küste abzusuchen. Zwar fanden sie auch Holz von dem Segler. Wahrscheinlich hatte sich der Gürtel von dem Stamm gelöst und war im Meer versunken.

Es war kurz hinter einer Klippe, wo sie sahen, dass der letzte Sturm und die Brandung hier ein großes Stück des überhängenden Landes in die See abgleiten ließ.

Seitdem war noch niemand vorbeigekommen und den Schaden noch nicht bemerkt. In halber Höhe des Erdrutsches sah es aus, als habe hier einmal ein Bauwerk gestanden. Es war einiges Mauerwerk freigelegt worden. Die beiden stiegen den Hang hinauf um sich die Neuentdeckung anzusehen. Neben dem Gemäuer fanden sie in einer Steingrube einen kleinen gelben Tontopf unverletzt und oben dick verschmiert mit braunem Pech oder Harz. Mit wenig Mühe konnte er geborgen werden. Beim Öffnen war er ganz mit trockenem Sand gefüllt. Welch eine Überraschung gab es, als sie

die Urne entleerten. Sie barg eine goldene Kette von zusammengearbeiteten Münzen. „Die Madonna hat Dir mehr gegeben als wir suchten. Dieser Schatz soll Dir gehören, sie will es so“.

Dyonis wollte weiter suchen, doch Francesca hielt ihn zurück. Wir suchten Gold, hier hast Du es, sei zufrieden, komm. Die beiden waren noch keine dreihundert Schritt von der Einbruchsstelle entfernt, als sie sich jäh umwandten. Mit einem Donneregepolter war noch ein Stück des Küstenrückens herab gestürzt. Der Platz auf dem sie soeben noch standen war unter einer meterhohen Geröllhalde vergraben. So dicht waren Glück und Tod nebeneinander. Von dem Gemäuer war nichts mehr zu sehen.

Mit schnellen Händen öffnete Francesca ihre Bluse und Dyonis legte ihr die Kette um den Hals, um den Schmuck zu verstecken.

Kalt legte sich das Gold auf ihr Herz. Stumm und fast fluchtartig verließen sie den Platz.

Als sie am Abend in das Dorf zurück kamen, berichtete die Mutter, dass ein Ledergürtel mit der Inschrift D.A. in griechischen Buchstaben gefunden sei. Die Fischer hatten ihn gebracht in der richtigen Annahme, dass er dem fremden Griechen gehörte.

Heimlich abends brachte Francesca die Kette in die Kammer zu Dyonis. Sie trug sie unter ihrem weißen Nachthemd. Kurz darauf war diese Kette das einzige was sie trug. Noch nie besaß eine Braut in ihrer Liebesnacht in diesem armen Fischerdorf einen solch kostbaren Goldschmuck. Als sie Dyonis die Wunde über den Augen küsste, sprach er „Eine Kette und ein Gürtel fesseln uns aneinander, die Madonna will, dass wir nicht mehr auseinander gehen“.

So hatten sie sich verlobt. Es war schon im ersten Frührot, als Francesca in ihre Kammer zurückkehrte. Die Kette hatte sie nicht abgelegt. Warm lag nun das Gold um ihren Nacken. Die Liebe erwärmte es. Heimlich versteckte sie den Schmuck in ihrem Schrankgelass.

Am Morgen konnte die Mutter in den Augen ihrer Tochter das Glück der Nacht und des Lebens lesen.

Am Abend gab es eine kleine Feier in der Hütte des Fischers Emanuele Colleta. Man trank süßen Griechenwein aus dem Strandgut des „Schnellen Renners“. Dyonis legte seinen Gürtel ab, nahm sein Messer und trennte das Leder auf. Zum Vorschein kamen zwei Streifen Goldblech. Wortlos schnitt er zwei schmale Streifen. Rund um den Tisch sahen alle wie gebannt auf sein Tun. Er zog die Lampe ganz dicht an seinen Platz. Mit der Spitze seines Dolches ritzte er die Buchstaben „F.C.“ und das Datum des

Tages. In den zweiten in griechisch die Anfangsbuchstaben seines Namens.

Dann rollte er die Streifen zu Ringen zusammen.

Mehr kann auch ein Meister der Goldschmiedekunst bei diesem Licht nicht schaffen, sprach er, als er die Ringe dem Vater der Braut in die Hände legte. Dieser gab sie der Brautmutter und diese steckte sie dem Brautpaar an. Die Verlobung war vollzogen.

Noch einmal nahm Dyonis sein Messer und schnitt von dem breiten Streifen ein Viereck ab mit der Bemerkung, davon werde er einen Schmuck herstellen und es dem Madonnenbild in der Kapelle weihen.

Am anderen Tag war Francesca in der Frühe nach dem Kloster geritten, um sich Papier für ihre Zeichnungen zu holen. Am Mittag war sie zurück um kurz darauf mit ihrem Verlobten und ihren Zeichenutensilien etwas abseits an den Strand zu segeln. Hier konnte der Goldschmied zum ersten Mal die Kette genau prüfen.

Es waren sechzehn Goldmünzen und eine etwas dickere Silberscheibe. Letzte ohne jede Prägung. Jede Münze war in einem runden Silberring mit vier Ösen eingeschlossen. Dazwischen waren noch jeweils zwei kleine Silberglieder als Verbindung. Der Wert des Metalls stand außer Frage, denn das hatte Dyonis sofort erkannt, als er sie zum ersten Mal in der Hand wog.

Die Goldmünzen waren etwas unterschiedlich in Größe und Stärke. Es war jedoch zu erkennen, dass sie nie als Zahlungsmittel benutzt wurden, denn die Prägungen waren noch vollkommen erhalten. Auf der einen Seite befanden sich Männerköpfe und Inschriften. Auf der anderen Seite waren römische Gottheiten und dergleichen dargestellt. Wie mag diese Kette in jene Urne gekommen sein und wem möge sie dereinst gehört haben. Über all diese Fragen hat der Berg sich wieder verschlossen. Es war ein Glück dass er dem Drängen Francescas so schnell nachgekommen war und die Fundstelle verließ, sonst wären sie heute begraben. Eines wunderte sie beide. Auf keiner Münze war der Kopf eines bekannten Kaisers. Kein Haupt trug das Lorbeer eines Siegers, wie es auf altem Geld zu sehen ist. Die Münzen waren verschieden. Keine war doppelt oder gleich der anderen in Stärke oder Durchmesser. Als Fachmann erkannte er, dass es Prägungen und keine Gravuren waren.

Während er alle so betrachtete, spannte Francesca einen Papierbogen auf den Rudersitz und begann zu zeichnen. Sie vergrößerte den Maßstab auf Handtellerformat, um auch jede Feinheit auf das Papier zu bannen.

Vier Tage währte die Arbeit und auf 32 Blättern war alle Schönheit der Kette festgehalten. Die zwei letzten Zeichnungen musste Dyonis selbst machen. Unter der scherzhaften Anleitung Francescas malte er möglich unbeholfen zwei runde Kreise. Einmal die Vorder- und einmal die Rückansicht. In die Mitte schrieb er das Wort „Silber“. Nachdem Francesca noch vier Ösen dazu gemacht hatte, erklärte sie das ganze als wohl gelungen, verlangte aber wenigstens vier Küsse als Entgelt für die erste Malstunde. Der Goldschmied meinte, dass er die nächsten zehn Stunden im Voraus zahlen wolle.

Als sie beim Untergehen der Sonne das Boot nach Hause steuerten, überlegte Francesca im Stillen, wo denn eigentlich ihr Schatz dieses Küssen gelernt habe. Vielleicht hat er das selbst gedacht. Eine Frage ist aus diesen Gedanken nie geworden.

Tage und Monate vergingen. Die Fischergilde machte sich soviel an dem Wrack zu schaffen, dass die Fische knapp wurden. Zwei Klöster und auch andere Kundschaft beschwerte sich, dass die Fischer kaum noch auf dem Markt erschienen.

Dyonis und Francesca, der Fischer und seine Söhne zogen nun wieder regelmäßig mit den anderen Fischern auf Fang. Der Frühlingssturm ließ nach und man wusste gegenüber den Fischhändlern keine Ausrede mehr. Reiche Fänge wurden eingebracht und die Geschäfte gingen gut.

Nach Tagen brachte ein Segler Post aus Venedig für Dyonis. Sein Bruder Paulon schrieb, dass er alles mit dem Großmeister in Ordnung gebracht habe und er sich als Meister in Venedig einschreiben könne. Man bedaure seinen Schiffbruch und hoffe, ihn trotz seines Missgeschickes bald dort sehen zu können.

Zehn Tage nach diesem Briefe fand in der erweiterten Kapelle die Hochzeit Francescas und Dyonis statt. Die Madonna trug auf ihrem Kopf ein neues goldenes Diadem. Francesca hatte die Vorlage gezeichnet und Dyonis ein meisterhaftes Kunstwerk geschaffen. Es war eine Hochzeit, wie es das kleine Dorf noch nicht gesehen hatte.

Einen Tag später war die kleine Flottille der Fischer unterwegs und begleitete das junge Paar zum Hafen von Vieste. Gegen Mittag ging ein Zweimast-Segler nach Norden. Am vorderen Wimpelstock hing ein Brautkranz und ein Brautschleier wehte im Winde.

Immer schneller zog der Segler seinen Kurs. Des Vaters Boot hielt am längsten mit. Noch einmal winkte das junge Paar zurück, den Eltern und den Brüdern.

Dyonis hielt sein junges Weib fest im Arm, als die plötzlich beide Hände auf ihren Leib legte. Zum ersten Mal spürte sie Leben unter ihrem Herzen. Der Goldschmied meinte, nun beginnt für uns zwei ein neues Leben. Es hat schon begonnen, flüsterte die junge Frau. Wir sind nicht mehr allein. Sanft legte sie das Ohr des Mannes auf ihren Leib.

Dyonis konnte zwar nichts hören, aber stolz nahm er Francesca auf den Arm und trug sie in die kleine Kajüte. Sie waren die einzigen Passagiere. Das Schiff war groß und kam aus Genua, jener Stadt, wo vor über hundert Jahren die Klosterbrüder vertrieben wurden. Mit dem jungen Meister wird nun ein Stück italienischer Goldschmiedekunst nach Italien zurückkehren. Es war ein Abend wie unter einem Goldhimmel, als das Schiff in den Hafen von Venedig einlief. Vom Markusturm schlug die zehnte Abendstunde als sich die Brüder unter Tränen in den Armen lagen. Schnell machte man sich bekannt. Die Schwägerin brachte ihre beiden Kinder, welche schon zu Bett waren, in die Stube. Ein Bub von zwei Jahren und ein Mädchen von einem Jahr. Stolz verkündete Paulon „Das ist natürlich erst der Anfang“. Seine Frau gab ihm einen leichten Streich auf die Wange mit dem Seufzer „Die Achelians scheinen ja nicht nur Meister im Handwerk zu sein“. Francesca zog die Schwägerin an sich und flüsterte ihr etwas ins Ohr, worauf diese sie herzlich umarmte und ihr mehrere Küsse gab.

Sieh, Bruder, sprach Paulon scherzhaft, dann muss ja alles gut werden. Francesca gab dem Schwager zu verstehen, dass auch sie bald eine Wiege brauche. Paulon sprach zu Dyonis: Nun Bruder, dann wirst Du wohl selbst eine bauen müssen, die unsere können wir noch nicht abgeben. Dabei kniff er Lucia, seiner Frau zart in die Wangen. Nach einem frohen Essen und einem Becher Wein gingen die beiden Frauen und die Kinder zur Ruhe. Die beiden Brüder saßen noch lange und besprachen die Zukunft.

Seit diesem Abend sind Jahre vergangen. Der Goldschmiedemeister war ein geachteter Fachmann und Künstler. Seit einem Jahr arbeitete er mit zwei Lehrlingen und zwei Gesellen. Es war Mode geworden, einen besonderen Schmuck nur bei ihm zu bestellen. Francesca arbeitete von Anfang an in der Werkstatt mit und machte die Entwürfe nach Wunsch des Kunden. Schmuck für den Senat, für Kirchen und Klöster wurden auf ihrem Papier geboren. Die Entwürfe ihrer Ringe und Armbänder waren bald in der Stadt bekannt. Vor Wochen hat sie eine begabte Schülerin angenommen, welche später auf die Kunstschule in Florenz gehen soll.

Im nächsten Jahr wolle man die zu klein gewordene Werkstatt aufgeben und ein Haus am Kanal San Lazzaro beziehen. Der Bruder Paulon konnte

mit einer ansehnlichen Summe beisteuern. Sein Geschäft ging gut und er wolle den Bruder unterstützen.

Francesca saß an ihren Zeichentisch tief in Gedanken. Ihr gegenüber die junge Schülerin und rechts Michele, Ihr Töchterchen. Das Kind war ganz der Vater, eine Griechin in Kopfform und Haltung. Es versuchte mit mehreren bunten Stiften es der Mutter gleichzutun. Francesca nahm es auf den Schoß und half aus dem bunten Gekrakel noch einen Blumenstrauß zu machen. „So, nun gehe zum Vater und zeige ihm, was Du alles schon kannst“. Das Kind ging stolz in den Nebenraum, wo Meister, Geselle und Lehrling die bunte Krakelei bewundern mussten. Zur Belohnung bekam sie wie immer eine Mandel und zwei Rosinen. Lachend kam es nach einigen Minuten und wollte noch einmal kassieren.

Der scheinbar gestrenge Meister durchschaute jedoch schnell den Schwindel, nahm sein Töchterchen bei der Hand, ging in den Nebenraum und erklärte seiner Frau in klagendem Ton: „Die Abteilung Zeichnung will die Abteilung Goldschmiede betrügen, indem man einen Entwurf sich zweimal bezahlen lässt“.

Schweigend nahm Francesca das Stück Papier und mit einigen schnellen bunten Strichen war aus dem Ganzen ein schöner Blumenkranz geworden. „Ist der Meister nun zufrieden?!“

Dyonis nahm sein Weib und trug es rund um den Arbeitstisch. Das war so seine Art. Gesellen, Lehrling und Schülerin genierten ihn nicht. Dann setzte er sie wieder auf ihren Stuhl und schenkt ihr wie seinem Töchterchen je eine Mandel und zwei Rosinen.

Das Kind war zufrieden, dem Gesellen und dem Lehrling rief die Frau zu, sie sollten doch mal sehen, was sie für einen geizigen Meister haben. Als der Meister sah, dass der Lehrling der Schülerin schöne Augen machte, nahm er ihn bei den Ohren und sprach, die Abteilung Schmiede verlässt geschlossen den Raum. Dann legte er seinen Schurz beiseite und verließ mit seinem Töchterchen das Haus, um nach kurzer Zeit mit Obst und allerlei Leckereien wieder zu kommen. Mit vollen Händen lief das Kind zur Mutter: „Anzahlung für die nächste Malerei“ sagte der Meister zu Francesca, als er das kleine Kunstwerk des Konditors vor ihr aufbaute.

Der Goldschmied erklärte für diesen Nachmittag Feierabend. Alle aßen gemeinsam Torte und Früchte auf. Man beschloss, mit der Gondel nach der anderen Seite der Stadt zu fahren, zum Kanal San Lazzaro.

Hier hatte der Meister einen Baugrund gekauft, auf dem Haus und Werkstatt stehen sollte. Sein Bruder und das Kloster in Paramythia gaben ihm

ein Darlehen. Auch ein Bankhaus war bereit, eine Schuld auf dem Bau zu tragen.

An der Stelle des zukünftigen Hauses war früher ein Spital, welches abbrannte. Es stand nur noch das Steinportal. Dieses sollte erhalten bleiben und in den Neubau eingefügt werden. Die Zeichnungen und die Baupläne waren danach gefertigt. Das Haus wird von der Straße und vom Wasser erreichbar und so jeder Kundschaft zugänglich sein.

Es war ein festlicher Tag, jener sechste Geburtstag der kleinen Michele, als die Familie des Goldschmiedes in das neue Haus einzog. Die Wohnung, die neuen Werkstätten, alles war schon eingerichtet. In der letzten Gondel saßen Dyonis, Francesca und die kleine Michele. Der älteste Geselle führte das Boot. Drei Gondeln waren voraus gefahren mit allem was noch an Habe vorhanden war.

Francesca trug eine goldene Kette, die alle bewunderten, jedoch noch niemand gesehen hatte. Gesellen und Lehrlinge bestaunten die seltene Arbeit, aber niemand bekam eine Erklärung.

Man war nun überzeugt, dass die Frau Meisterin aus einem reichen Hause im Süden stammt.

Jetzt hat auch das Boot des Meisters die eigene Gondeltreppe erreicht. Wie vor sechs Jahren nahm er Francesca auf den Arm, trug sie über die Schwelle mit den Worten „Nun beginnt wieder ein neues Leben“. Mit den selben Worten wie auf dem Segler antwortete die junge Frau „Es hat schon begonnen“ und legte die Hand unter ihr Herz. „Als ich das alte Haus verließ, habe ich das erste Leben verspürt“. Der Meister wurde schwach in den Armen vor Freude. Er brachte seine Frau bis ins neue Schlafgemach und legte sie vorsichtig auf ihr Bett. „Sei nicht böse, lieber Mann, dass ich solange schwieg. Sooft war unsere Freude vergeblich und diesmal wollte ich Gewissheit haben“. Noch einmal nahm der stolze Vater sein Weib in den Arm bis sie seufzte „Du drückst uns beide tot“.

Doch Haus und die Gäste harrten der Hausfrau und auch bald war ein frohes Schmausen im Gange.

Sein Bruder war mit Frau und fünf Kindern herübergekommen und nach einigen Glas Wein meinte er beiläufig, dass er jetzt eine Wiege abgeben könne. Die letzten waren Zwillinge und da er vermute, dass die nächsten Drillinge seien, habe man die Sache aufgegeben.

Wie sich im Leben wiederholt, so auch hier. Francesca erzählte ihrer Schwägerin Lucia von ihrer Hoffnung. Die Kinder tobten durch das neue Haus und hatten ihre helle Freude an all den neuen Sachen und den bunten Fenstern. Lucia schenkte ihrer Schwägerin einen roten Glaspokal. Er war

aus dem kostbaren Rotglas, das Paulon herstellte. Dieser bestaunte die Kette, welche Francesca trug und war kaum von ihrer Echtheit zu überzeugen. Man saß in einem Raum mit großen bunten Glasfenstern. Den Entwurf hatte Francesca gezeichnet, Pauon das Glas dazu gefärbt und gegossen und ein Bleiglasler setzte die Scheiben zusammen.

Ein großer geschnitzter Tisch stand in der Mitte. Es war eine florentiner Arbeit. Dazu zehn passende Stühle. Die Decke des Raumes war hell getäfelt und spiegelte die Silberringe des Kanals wieder.

An der einen Seite hing in einem schweren Silberrahmen eine Zeichnung. Sie stellte einen schlafenden jungen Mann dar, mit einem Kopfverband und einem großen Ohrring im linken Ohr. Darüber hing ein ganz billiger Buntdruck der Madonna. Rechts und links zwei vertrocknete Blumensträuße unter Kristallglas gepreßt. Der Raum wurde abgeschlossen durch zwei helle Türen. Auf der anderen Seite befand sich ein schwarzes Kreuz mit einem silbernen Christus. Darunter ein kleines Weihwasserbecken und ein Rosenkranz in herrlicher Silberausführung.

Die eben genannten Gegenstände stellten das Gesellenstück des Meisters dar, welches er mit sechzehn Jahren in der Klosterwerkstatt anfertigte. Der Vater hatte es zum günstigen Preis gekauft und dem Sohn zu einem Namenstag geschenkt.

Der ganze Raum war auf Wirkung abgestellt. Hier wollte man mit vornehmen Leuten ins Geschäft kommen. Auch sollten hier Bankleute einen guten Eindruck erhalten. Goldschmiede brauchen Kredit, denn nicht jeder Kunde liefert gleich das Material.

Doch ernste Gedanken an große Geschäfte waren heute diesem Raum fremd. Frohe Menschen, Meister, Gesellen, Lehrlinge und Schüler hoben ihr Glas auf die Zukunft des Hauses und der Familie Achelian. Als der Meister dann noch bekannt gab, dass ein kleiner Goldschmied bald da sei, wollte die Freude kein Ende nehmen.

Die Familie des Glasbläfers sollte über Nacht bleiben und die sechs Kinder wurden unter deren Protest zu Bett gebracht. Gesellen und Lehrlinge verabschiedeten sich.

Es schlug die elfte Stunde, als das Haus ruhig wurde. Auch die Küchenfrau, welche von nun an zur Familie gehörte, ging zur Ruhe.

Der Meister holte einige Flaschen Weißwein, um zu prüfen, ob man mit des Bruders roten Pokal aus Weißwein Rotwein machen könnte. Man ließ den Glaspokal in die Runde gehen und alle Vier tranken daraus.

Als es Mitternacht schlug, erhob sich Francesca und entnahm aus einem Safe ein blaues Samtkästchen. Zum Vorschein kam ein schöner goldener

Armreif mit zarten Gravierungen und Ornamenten. Rund um den Schmuck waren die fünf Namen der Kinder Lucias eingraviert. Ein Platz war noch frei für den Fall . . .

Einen Namen könne man noch nachgravieren und er wolle es sogar umsonst machen, meinte der Goldschmied.

Lucia kamen Tränen der Freude über dieses schöne Geschenk. „Es ist nur ein kleiner Dank für Eure große Hilfe“ erklärten Dyonis und Francesca. Sieh, Bruder, sprach er, es war der letzte Rest von jenem Goldstreifen aus dem Kloster unserer schönen Heimat. Das Gold ist nur wenig dran, der Arbeit war es viel und wir taten es gerne.

Als die Schwägerin ihren Reif genügend bewundert hatte, nahm Francesca Schwager und Schwägerin bei der Hand und ging mit ihnen ins Schlafzimmer. Bring die Leuchte mit, bat sie ihren Mann und stecke neue Kerzen auf.

Hier im Schlafzimmer konnte man bequemer sitzen. Vier niedrige Polsterstühle standen um einen kleinen Tisch. Francesca bat ihren Mann noch einmal in die Küche zu gehen. Dort stehen im kühlen Wasser noch zwei kleine Flaschen Wein. Sie selbst stellte feierlich vier hauchzarte Kelche raus. Es war das Geschenk des Schwagers beim Einzug in die erste Wohnung. Langsam goss sie den schweren Griechenwein in die Gläser und bat aber jeden, noch nicht zu trinken. Dann löste sie die schwere Goldkette und legte sie der Schwägerin in den Schoß. Diese betrachtete schweigend die herrlichen Münzen und reichte sie dann ihren Mann. Stumm, fast erschrocken prüfte er das Gewicht. Dyonis verfolgte aufmerksam das Tun seiner Frau. Der Glasbläsermeister legte die Kette wortlos zwischen die beiden Leuchten. Beim Flackern der Kerzen sah es aus, als ob die Köpfe auf den Münzen sich bewegten, als begännen sie zu sprechen. Dann brach Francesca die Stille und hob ihr Glas. Mit ruhigen Worten sprach sie, lasst uns diesen Wein austrinken, der stammt von einem Schiff, das es nicht mehr gibt. Alle tranken bis zur Neige. Nun begann Francesca das Geheimnis der Kette preiszugeben.

Die Vorgeschichte erzählte Dyonis bis zu dem Punkt, als er bewusstlos mit dem Kind im Mund zusammenbrach. So kam der Anfang der Erzählung ans Ende.

Als man den letzten Rest des Weines trank, stellten die beiden Brüder fest, dass es für sie zu spät sei, schlafen zu gehen.

Bei den Frauen hatte der Wein seine Wirkung nicht verfehlt. Unter allerlei Mühen entledigte jeder seinem Weib Schuh und Oberkleider und legte sie

gemeinsam auf das Bett, wo sich die beiden Schwägerinnen am Morgen gegen zehn Uhr erstaunt wiederfanden.

Um sieben in der Früh war Paulon mit seinen fünf Kindern allein nach Murano hinüber gefahren, die Frauen ließ man schlafen.

Der Goldschmied hatte Zeit. Die Werkstatt wurde erst in drei Tagen eröffnet. Francesca hatte am gestrigen Abend selbst jeden Gesellen, Lehrling und auch ihrer Schülerin mit einem Goldstück in den dreitägigem Urlaub geschickt. Die neue Küchenfrau bekam zwei, da sie ja nicht in Urlaub gehen konnte.

Michele tobte durch das ganze Haus und wäre bald aus dem Fenster in den Kanal gefallen. Der Vater zog sie zur Strafe an ihren schwarzen Zöpfen. Wehklagend suchte sie die Mutter und fand die beiden Frauen in dem neuen Schlafzimmer, wo sie sich und das Kind erstaunt betrachteten. Im selben Moment schlug eine Turmuhr die zehnte Stunde.

Gemeinsam stellten sie fest, dass man Durst und Kopfschmerzen habe. Die Ruhe im Haus war erschreckend, was ja ganz logisch ist, denn die Glasbläserei war ja seit drei Stunden aus dem Haus.

Michele war wieder bei ihrem Vater in der Werkstatt, wo es allerlei neues zu sehen gab. Ihre Zöpfe hielt sie vorsichtshalber mit beiden Händen fest. Mit einem stillem Lächeln legte ihr der Vater eine Hand voll Rosinen und ein paar Mandeln hin. Lachend hing sie ihm am Hals, der Friede war wieder hergestellt.

Kurze Zeit darauf fand Michele Mutter und Tante in der Küche bei einem Frühstück. Erst gegen Abend kehrte Lucia nach Murano zurück.

Die Festtage des Hauses gingen zu schnell dahin und mit Gesellen und Lehrlingen kam der Alltag wieder zurück.

Manch Neugierigen zog das Haus des Goldschmiedes an. Über der Pforte und noch über der Statue des Heiligen Lazarus war beim Bauen als Schmuck ein runder roter Stein eingemauert worden, wie er nur in Griechenland zu finden ist. Auf ihm befindet sich das griechische Zeichen der Handwerker. Es ist ein Geschenk des Bruders aus Murano, der den gleichen über dem Eingang seiner Werkstatt eingelassen hat. Der zweite sollte sein Wohnhaus schmücken. Nun hat er ihm den Bruder geschenkt als Andenken aus der Heimat.

Im neuen Haus ging nun alles seinen gewohnten Gang. Die Geschäfte gingen gut.

Francesca wurde stiller und horchte oft in sich hinein. Erstaunt beobachtete Michele die Veränderung der Mutter, bis sie dann die Erklärung bekam,

dass sie bald ein Geschwisterchen bekommen würde. In die Werkstatt ging die Frau nicht mehr. Die Schülerin arbeitete unter ihrer Anleitung allein.

Es war schon in ihrer hohen Zeit, als die Hoffende ihren Mann und ihr Töchterchen gemeinsam auf ein schönes Pergament brachte. Es sollte ihre letzte Arbeit werden. Noch an demselben Abend, als sie die Feder aus der Hand gab, lag ein totes Kind in den Armen der leblosen Mutter.

Michele wurde zum Mittag schnell nach Murano geschickt zu den Verwandten. Drei Ärzten war es nicht gelungen, das Leben der Mutter zu retten.

Als man dem Meister die Nachricht in seine Werkstatt brachte, stand er wie versteinert. Er sah sich noch einmal auf dem brennenden Schiff und nur ein Gedanke durchraste ihn: „Wär es nicht besser gewesen, damals in den Fluten zu versinken“. Aber er durfte nicht sterben, er musste ja ein Kind retten. Plötzlich sah er vor sich wieder ein Kind, das die Hände nach ihm ausstreckte. Wie durch einen Dunstschleier erkannte er, dass es Michele war, die nach ihm rief. Kraftlos schlug der schwere Körper zu Boden.

Eine klaffende Wunde blutete über dem linken Auge. Die Ärzte betteten den Bewusstlosen auf den Tisch des Saales. Schnell wurde die Wunde genäht und verbunden.

Einer sah sich im Raum um und betrachtete erstaunt ein Bild. Dann kam er zurück und sah sich den Ohrring des Meisters an. Seltsam, murmelte er, kann man die Zukunft vorausschauen? Dann betrachteten alle drei die Zeichnung und stellten fest, dass der Meister in jungen Jahren von seiner Frau in derselben Situation gezeichnet worden war.

Da der Pulsschlag des Patienten sehr flach war, sah man sich gezwungen, zu starken Wiederbelebungsmitteln zu greifen. Der Goldschmied erwachte kurz und fiel dann in einen echten Schlaf.

Außer der alten Küchenfrau und der Wehmutter war im Moment niemand im Haus. Die Ärzte waren sich einig, dass dieses nicht ohne Schutz bleiben durfte. Den Kranken bettete man in die Kammer der Köchin. Ein Arzt fuhr noch in der Nacht nach Murano, um den Bruder um Hilfe zu bitten. Der zweite holte den ältesten Gesellen, der mit dem Geschäft und dem Haus am besten Bescheid wusste. Die Werkstatt wurde auf einige Tage geschlossen.

Schwer hatte das Unglück die Familie getroffen. Ein Wundfieber legte sich in die alte Kopfwunde und als Dyonis aus seinen langen Fieberträumen erwachte, ruhte Francesca und ihr Söhnchen schon auf dem stillen Friedhof in Mestre.

Das Leben jedoch verlangt sein Recht. Es dauerte Jahre bis Dyonis seinen Schmerz überwinden konnte.

Eine alte Verwandte aus Francescas Fischerdorf führte nun schon mehrere Jahre den Haushalt. Vornehme Kundschaft ging im Haus des Goldschmiedes aus und ein. Michele stand dem Vater bei seinen Geschäften zur Seite. Sie galt als die schönste Jungfrau in Venedig.

In ihrem Äußeren eine reine Griechin, hatte sie von der Mutter die Kunst der Zeichnung geerbt. Jeder junge Mann, der etwas auf sich hielt, trug einen Siegelring, den Michele entwarf. Mit siebzehn Jahren empfing sie aus der Hand des Dogen den großen Preis der Stadt.

Aus Anlass dieser Feier trug sie die große römische Kette ihrer verstorbenen Mutter.

Wie ein Lauffeuer hat sich in den nächsten Tagen die Geschichte dieser Kette herumgesprochen. Auf Wunsch des Senats wurde dieselbe einen Monat lang im Palast des Dogen ausgestellt.

Der Meister zog sich immer mehr in die Stille seiner Werkstatt zurück. Er arbeitete an einem Reliquienschrein für Sankt Peter in Rom. Sieben Gesellen standen ihm zur Seite. Alle Entwürfe waren von Michele, diese hatten ja auch den großen Preis ins Haus gebracht.

Neun Gesellen und vier Lehrlinge gehörten nun schon zum Haus. Außer den vier Lehrlingen wohnten alle anderen Gesellen außerhalb des Hauses. Schon seit längerer Zeit bemerkte der Meister an der gemeinsamen täglichen Speisetafel die kleinen Eifersüchteleien der Gesellen untereinander, wenn Michele besondere Speisen verteilte. Ihre Aufgabe war es auch, nach dem Essen jedem seinen Becher Wein einzuschenken.

Begehrlich hingen die Blicke der jungen Goldschmiede an Micheles Lippen und Augen.

Seit einigen Monaten war da ein Junggeselle aus Florenz, Alessandro Franese, ein Schüler des berühmten Meisters Benicassa. Er hatte den Auftrag aus Rom mitgebracht, den Schrein mit zu erbauen und er wollte sich hier die Meisterwürde erarbeiten.

Bald merkte der Goldschmied, dass der neue Geselle mehr auf Michele achtete als auf seine Arbeit. Oft war er im Zeichenzimmer von Michele zu finden unter dem Vorwand, dieses oder jenes der Vorlage nicht zu verstehen.

Äußerlich hatte er alle Vorzüge eines jungen Florentiners. Er wohnte privat in der Nähe der Werkstatt. Seinen Lohn bekam er aus der Schatulle des Papstes.

Michele war dabei, ihr Herz an den jungen Kavalier zu verlieren.

Meister Achelin hat in aller Stille Erkundigungen über Alessandro einge-  
zogen. Seine Menschenkenntnis trügte ihn nicht. Aus Florenz musste er  
gehen wegen allerlei Händel- und Weibergeschichten. Die Klinge führte er  
lieber als sein Werkzeug, dabei war er künstlerisch nicht ohne Begabung.  
Hier in Venedig verkehrte er in Kreisen rund um den Hafen. Vor einigen  
Tagen hatte er sich mit einem anderen Gesellen aus der Werkstatt in einer  
Hafenkneipe im Rausch geschlagen und behauptet, er werde die Tochter  
des Goldschmiedes heiraten. Das alles war dem Meister zu Ohren gekom-  
men und machte ihm Sorgen.

In jener Kneipe verkehrte auch Lucas Gelli. Ein Geselle, dem er vor einem  
Jahr aus seiner Werkstatt entfernte. Es war hier zu Diebstählen und Unre-  
gelmäßigkeiten gekommen. Lucas Gelli war vor einigen Jahren aus Verona  
herüber gekommen. Jetzt arbeitet er in einer Winkelwerkstatt allerlei Kopi-  
en und man sagt, auch Fälschungen für einen Holländer, der ab und zu  
nach Venedig kam. Bei diesem Lucas Gelli hat Alessandro Franese eine  
größere Summe geborgt, um sein ungezwungenes Leben fortführen zu  
können.

Es war Meister Achelia nicht möglich, sich so ohne weiteres von Franese  
zu trennen, er gab Nachricht zu seinem Kollegen Benicassa nach Florenz  
und bat um eine Eingabe beim Papst.

Meister Dyonis hatte andere Pläne mit Michele.

Da hat er vor zwei Jahren den jungen Klosterschüler Marius Pyladius aus  
Paramytia kommen lassen. Obwohl von schöner Gestalt und hohem Kön-  
nen lebte er ganz zurückgezogen in sich selbst. Sein Benehmen konnte  
man beinahe als menschen-scheu bezeichnen. Bei Tisch war er bescheiden  
und still.

Wenn abends zum Angelus Michele zur Laute griff, um ein kleines Lied  
der Madonna zu widmen, blieb er vor Erregung stumm und war der einzi-  
ge, über dessen Lippen kein Laut kam.

Das Mädchen glaubte, es sei Hochmut und stellte ihm eines Abends nach  
einen kleinen Liedgebet zur Rede.

Alessandro foppte ihn, spottete seiner Hilflosigkeit und nannte ihn einen  
kalten, stummen Fisch aus Griechenland.

Willst Du Dir das als Grieche sagen lassen, fragte ihn der Meister, reichte  
ihm das Instrument aus Micheles Hand und forderte ihn auf, zu zeigen,  
was er im Kloster gelernt habe.

Zögernd nahm Marius die Laute und bat, die Saiten anders stimmen zu  
dürfen. Mit einigen Griffen war das geschehen. Seltsam klangen jetzt die  
Akkorde auf dem Instrument und mit der weichen Stimme, die ihm eigen

war, sang er die alte Legende vom armen Hirten, der so einsam war und den niemand liebte, weil er so arm war. Er ging und beklagte sich bei der Sonne, als sie in der Frühe noch ganz dunkelrot über dem Meer aufging. Mit großen Augen schaute er in den roten Feuerball und schrie sein Leid in die Strahlen. Sieh, rief er, ich habe nichts als mich selbst, all diese Lämmer gehören meinem Herrn und diese Weiden gehören dem Herrn meines Herrn und dieser Herr muss wieder geben an den König. Der wieder muss geben an die Priester. Diese opfern Dir und den Göttern. Ich armer Hirte muss sie alle ernähren.

Um Stunden ging der Wiederstreit. Immer höher stieg die Sonne, immer heftiger wurde Streit und Strahlen.

Der junge Hirte hörte nicht das Blöken der Herde, die zur Quelle geführt werden wollten.

Um die Mittagszeit umhüllte eine schwarze Wolke die Sonne und entzog sie seinem Blick. Der Streit war aus. . .

Als er um sich schaute, hörte er zwar die Lämmer, aber er sah sie nicht. Erschreckend stellte er fest, dass er blind war. Die Sonne hat ihn geblendet.

Die schwarze Wolke umspann für ihn den Erdkreis.

Mit dem Silberschein des Mondes in den entzündeten Augen, stehend auf einer Stelle in der Mitte seiner Herde, fand ihn die junge Magd, die sein Herr aus sandte, um ihn und die Herde zu suchen.

Er klagte ihr sein Unglück. Nun habe er auch sein eigenes Ich verloren, er sehe sie selbst nicht mehr. Behutsam nahm das Mädchen ihn am Arm und ohne sein Wissen verließen sie die Weiden ihres Herrn, der die beiden nie wieder sah.

Am nahen Quell feuchtete die Magd ihr Busentuch und kühlte die Augen mit dem Linnen und den Mund mit ihren Lippen.

Drei Tage noch versagten die Augen ihren Dienst. Am vierten Morgen im Frühlicht sah er zum ersten Mal den Mund und die Augen seiner Hirtin.

Zwanzig Schafe mit ihren Lämmern waren ihnen gefolgt und ließen sich nicht zurückschicken. Sie nahmen sie als ihren gerechten Lohn.

Mit der Sonne hatten sie sich ausgesöhnt, doch anschauen wollte sie keiner mehr.

Das Lied war zu Ende. Alles war still. Marius wollte die Laute wieder umstimmen, um sie Michele zurück zu geben. Diese jedoch bat ihn, das Instrument so zu lassen, um öfter zu singen.

Ja, seht Ihr, sprach der Meister, mit der Sonne ist es wie mit dem Gold. Es ist schön, aber gefährlich. Schon mancher hat sich nicht nur die Augen, sondern auch die Seele verbrannt.

Dann gibt es auch Menschen, die sich die Finger an ihnen verbrennen. Mit diesen sollten wir Goldschmiede jeden Umgang meiden. Bei den letzten Worten sah er Alessandro in die Augen. Dieser erhob sich ohne Gruß, ließ seinen Wein stehen und verließ das Haus.

Marius entschuldigte sich bei Michele und dem Meister für diesen Vorfall und bedauerte den Ausgang seines Gesanges.

Ein kurzer Gutenachtgruß des Meisters hob das Zusammensein auf.

Vater und Tochter saßen noch einige Zeit über den Geschäftsbüchern des Tages. Ganz zart deutete der Vater an, dass der Marius zwar etwas schüchtern, aber sein Gesang ein schon sehr erfreulicher Fortschritt sei. Wenn er erst so frei redet, wie er arbeiten könne, wäre er doch ein ganz famoser Kerl. Michele musste dem Vater gestehen, dass sie seit eben erst wisse, was er für eine Stimme habe. Die Legende von dem Hirten habe ihr sehr gefallen.

Daran erkenne ich, dass du eine Griechin bist, sprach zu ihr der Vater.

Seit diesem Tag schwankte Micheles Herz zwischen Alessandro und Marius.

Alessandro war nicht in sein Quartier, sondern wieder hinab zum Hafen gegangen. Zwischen Hafendirnen betrank er sich sinnlos und schor innerlich Marius Rache.

Er lebte auf Schulden und nahm als zukünftiger Schwiegersohn Achelians und weitläufiger Verwandter des Papstes Anleihen auf.

Am anderen Morgen saß Alessandro mit stieren Augen an seiner Arbeit, als ein Bote der Gilde der Goldschmiede von Venedig die Urkunde brachte, dass das Patronat von Venedig beschlossen habe, die Meisterwürde für den Marius Pyladius hier anzuerkennen.

Am Abend gab es eine kleine Feier. Alessandro, der befürchtete, dass seine geheimen Pläne durch sein Benehmen und seine schlechte Arbeit in Gefahr geraten möchten, gab sich von der besten Seite. Er machte Michele zwar nicht ausgesprochen den Hof, aber schenkte ihr einige Aufmerksamkeiten. Meister Dyonis war sehr aufgeräumt. Als ein Lehrling etwas vom Wein ermutigt, plötzlich dazwischen krähte, dass das schönste Mädchen von Venedig und Tochter des Goldschmiedes ohne Schmuck an einer Festtafel säße.

Dafür hat er sich zwar eine schallende Ohrfeige des Meisters eingehandelt. Der nahm ihn weinselig am Ohr, schleppte ihn vor Micheles Kemenate, öffnete die Schatulle und entnahm ihr die römische Kette.

Im Raum wieder angelangt, war es Aufgabe des Lehrlings, Michele diese umzulegen.

Der Meister bot dem Lehrling seinen Platz an und setzte sich auf die andere Seite, zwischen den drei Lehrlingen. Dann hielt er eine kleine Rede, lobte den Jungen, dass er soviel Reklame für sein Handwerk mache. Es sei schon richtig, dass eine Frau auch einen festlichen Schmuck tragen sollte. Als nun die Lehrlinge ein Lied auf die schönen Frauen vom letzten Karneval sangen, erhielten sie von der alten Haushälterin nur noch Wasser mit etwas Wein.

Alessandro, der die Kette zum ersten Mal aus der Nähe sah, erkannte ihren Wert. Eigentümlich fand auch er jenes Silberstück, das gar nicht in den ganzen Schmuck hineinpassen wollte.

Wie im Spaß erklärte Marius, anstelle dieses Silbermondes müsse man doch bald eine goldene Sonne hineinsetzen, damit der ganze Eindruck sich verbessere.

Denk an die Sonne deines Liedes, neckte ihn Alessandro, damit Du nicht auch blind wirst.

Der alte Meister ging und holte die Zeichnungen mit den einzelnen Darstellungen aller Münzen, zeigte sie allen und legte sie dann achtlos in eine Schublade des Schrankes, nachdem sie genügend bewundert waren.

Auf Bitten ihres Vaters sang Michele ein kleines Lied an die Blumen in der Morgensonne. Als zweites ein Fischerlied aus der Heimat ihrer Mutter. Diesmal wurde sie von Marius und Alessandro mit Geige und Laute begleitet.

Am anderen Tag war es still in der Werkstatt. Der Wein hatte alle müde gemacht. Gegen Mittag ging Michele zum Schrein und fand nur Marius. Die Lehrlinge waren früh hinüber nach Murano, um neue rote Kelche für die „Ewigen Lampen“ zu holen. Hier bleiben sie oft mehrere Tage, bis der Meister sie nach Hause holte. Die Schwägerin bat immer um gutes Wetter, hatte sie doch die frischen Jungen gern.

Dyonis war früh nach Mestre gefahren. Das Fischerlied hatte ihn wieder an seine tote Frau erinnert und an sein Söhnchen, den er nie gesehen hat. Oft saß er hier und fragte sich im Stillen, ob er noch mal eine Meisterin in seinem Haushalt nehmen sollte. Einmal hatte er allen Ernstes daran gedacht, jene junge Schülerin, die damals unter seiner Frau gearbeitet hat, zu heiraten. Er hatte den Plan wieder fallen lassen, denn sie wäre eine zu junge Mutter für Michele gewesen. So blieb er allein mit seiner Tochter. Heute ist sie Frau des Hauses, verwöhnte den Vater, wie sie auch von ihm verwöhnt wird.

Nun steht die Frage anders. Ein junger Meister muss ins Haus. Wenn er an Marius dachte, wurde sein Gesicht heller. Doch von Alessandro wollte er nichts wissen.

Mit Ungefühln musste er daran denken, mit welchen Augen er gestern Abend die Kette betrachtete. Es ist nicht gut für einen Goldschmied, der Habgier am Gold zu verfallen. Wer das in sich trägt wird nie ein echter Künstler. Tage waren seit dieser Begebenheit vergangen, als Alessandro so ganz nebenbei den Lehrling fragte, wie ihm denn die schöne Kette gefallen habe. Der Lehrling erklärte wichtig, wo sie gelegen habe und dass sie ziemlich schwer war. Dann tat Alessandro, als ob ihn das nicht weiter interessiere.

Als er am nächsten Tag bemerkte, dass die Zeichnungen noch unbeobachtet in jener Schublade lagen, war sein Plan fertig. Lucas wird eine Kopie anfertigen, täuschend ähnlich, aber wertlos. Auf Grund der Zeichnungen wird es ihm ein Leichtes sein, Kupfer zu gravieren und zu vergolden. Meinetwegen kann sogar die Silberplakette echt sein.

Zwei Wochen waren die Zeichnungen aus der Lade, ohne bemerkt zu werden.

Als Meister Achelian aus Mestre zurück kam, hatte auch er einen Plan, den er in seinem innersten Herzen als sein Geheimnis trug.

Noch ein dritter in diesem Hause trug sich mit geheimen Plänen, der junge Meister Marius.

Heimlich trat auch er an den Lehrling heran, sieh mal Bebbio, sprach er, Du willst doch auch mal ein guter Goldschmied werden und Du hast gesehen, wie schlecht die Kette durch das Silberstück aussieht. Stell Dir vor, wie Michele sich freuen wird, wenn sie das nächste Mal die Kette umlegt, und an der Stelle des hässlichen Silbers wäre ein schönes rundes Goldstück.

Hast Du denn ein Goldstück, was Dir gehört, fragte der Junge zurück?

Ich habe zwei, eins für dich, wenn Du schweigst und eins, das wir beide in die Kette einfügen werden.

Sie lieben wohl Fräulein Michele, fragte der Junge listig. Ehrlich antwortete Marius: „Ja“.

Der Lehrling kam sich als Mitverschwörer sehr wichtig vor, willigte in den Handel ein und bekam das eine Goldstück.

Es war am Fest des Heiligen Markus. Alle waren im Hochamt. Außer der alten Köchin war niemand im Hause.

Als um 12 Uhr die Goldeln aus dem Dom zurückkamen, lag oben in der Schatulle im Erker, neben dem Schlafgemach Micheleles, die Kette auf dem

alten Platz. Anstelle des Silberstückes befand sich eine runde blanke Goldscheibe.

Nur wenn man ganz genau hinsah, konnte man in zarter Schabearbeit, das Bildnis Micheles erkennen. Auf der anderen Seite standen die Worte – Ich liebe Dich -

Marius trug heimlich an seinem Rosenkranz eine silberne Scheibe ohne jeden Schmuck. Bebbo sah in Marius den künftigen Meister des Hauses und schwieg wie ein Grab. Beide wurden Freunde.

In der Schatulle ruhte jedoch ein tragisches Geheimnis.

Entschlossen ging Meister Dyonis an die Ausführung seines Planes. Er erklärte Michele, sie sehe blass aus und solle eine Zeit ausspannen. Er schlug ihr vor, auf einige Wochen hinüber nach Murane zu fahren. Nur zu gerne ging sie dort hin. Sie liebte das lebendige Haus. Tante, Onkel, Vetter und Basen. Wieviel Leben war doch in einer Glashütte, gegenüber einer Goldschmiede.

Am Morgen kam eine große Überraschung. Eine neue Gondel und ein Gondoliere standen im Kanal und sollten von nun stets zu Micheles Verfügung stehen. Meister Dyonis entschuldigte sich mit vielen Geschäften, gab ihr die vier Lehrlinge zur Reise mit. Seinen Lehrlingen drei Tage und seiner Tochter drei Wochen Urlaub.

Eine Stunde später landete an der Rückseite des Hauses eine größere Gondel. Geführt vom Hausherrn trugen vier Männer einen großen eingehüllten Gegenstand ins Haus und stellten ihn im Saal ab.

Als die Hülle entfernt war, kam ein wunderschöner alter venetianischer Spiegel zum Vorschein.

In der Mitte des Saales befand sich eine runde Nische, zirka ein Meter breit und ebenso tief. Sie hatte genau die Höhe des Spiegels. Dieser war eine Sonderanfertigung. Er hatte auf beiden Seiten genau den selben Rahmen und den gleichen Spiegel. Oben und unten wurde er in eine geheime Mechanik eingehängt und ließ sich unter besonderen Umständen drehen. Zwei Mechaniker setzten den Spiegel nach einiger Arbeit genau in seine drehbare Verankerung.

All dies ging hinter verschlossenen Türen vor sich.

Im Hause flüsterte man, der Meister will seiner Tochter ein neues Geschenk machen. Die Probe erfüllte ganz die Erwartung des Bestellers. Ein Druck rechts auf eine unsichtbare Mechanik und der Spiegel ließ sich drehen. Die Mechaniker konnten zwar keinen Sinn in ihrer sonderbaren Arbeit erkennen, ein hoher Lohn machte jedoch jede Frage unnötig.

Wieder einen Tag später kam der Meister mit einem Maler, führte ihn in den Saal vor den Spiegel.

Es war um die Mittagsstunde. Sieh, sprach er zu dem Maler, wie herrlich die Strahlen der Sonne durch die bunten Scheiben hier auf den Spiegel fallen. Leider ist der Zauber nach kurzer Zeit vorbei. Nimm Dein ganzes Können und male mir auf den Spiegel, alles so wie es im Augenblick ist, damit ich auch abends, wenn ich Zeit habe, die Sonne noch auf dem Spiegel sehen kann. Da Du nur Mittags malen kannst, lass ich dir zehn Tage Zeit. Hier auf dem Tisch vor dem Spiegel steht immer dieses rote Glas. Achte sehr darauf, dass Du den richtigen roten Ton erwischst.

Der Maler fand den Auftrag zwar eigentümlich. Er stellte jedoch keine Frage, da das Handgeld schon das doppelte des Lohnes ausmachte, den er im Stillen ausgerechnet hatte.

Nach sieben Tagen war sein Werk vollendet. Der Goldschmied zahlte ihm seinen Lohn und entließ ihn.

Kaum war die Gondel mit dem Maler abgefahren, eilte er zurück in den Saal und stand vor der Malerei.

Mit einem Griff hatte er den Spiegel gedreht und musste feststellen, dass es zwischen dem Spiegelbild und der Malerei kaum einen Unterschied gab.

Immer wieder drehte er Spiegel und Bild und war mit der Ausführung seines Plans zufrieden. Er drehte den Spiegel nach vorne, klinkte die Mechanik ein und öffnete die Türen.

Köchin und Haushälterin bewunderten den neuen Spiegel, konnten sich aber nicht erklären, dass er so stark nach neuer Farbe roch.

Tagelang war der Meister nicht in der Werkstatt und suchte im Hause herum.

Erst eine Frage an die Haushälterin setzte ihn in den Besitz der Zeichnungen der Kette. Er hatte sie ja an jenem Abend selbst in diese Schublade gelegt und ganz vergessen. Lange saß er vor den Blättern und studierte sie eingehend.

Soweit wär ich nun, seufzte er, die letzte Arbeit jedoch muss ich alleine tun

Am anderen Tag fuhr er hinüber nach Mestre, kaufte eine Palette Ölfarben vom hellsten Braun und goldgelb in allen Tönen. Eine Handvoll Haarpinsel vervollständigten sein Malerrequisit.

Um die zehnte Stunde in der Nacht erhob er sich vorsichtig aus seinem Bett und schlich hinüber in den Erker. Beim Schein einer Kerze griff er die Kette und legte sie sich um den Hals. So schlich er heimlich in den Saal,

zündete die zehn Kerzen eines Leuchters an und schloss sich ein. Es war ihm entgangen, dass das Silberstück nicht mehr in der Kette vorhanden war. Jetzt vor dem Spiegel war das neue Stück nicht zu sehen, da es hinter der Schulter hing. Mit einem Griff drehte sich der Spiegel lautlos um und gab das Bild frei.

Es war wie ein Zauber.

Mitten in der Nacht schien die Sonne in den Raum. Schnell nahm er eine gelben Stift zur Hand und drehte den Spiegel nochmals. Er sah sich selbst wie er im Nachthemd und zitternden Händen vor diesem stand.

Mit zusammengekniffenen Augen prägte er sich das Bild der Kette ein, wie sie im Goldschimmer der Kerzen auf dem Spiegel entgegen leuchtete. Mit einem schnellen Griff wendete er die Flächen und mit ruhiger sicherer Hand malte er die runden Kreise der Kette auf die Farben.

Ein ständiger Vergleich zwischen dem Spiegel gab ihm die Gewissheit, dass die Kette an der richtigen Stelle war.

Für die heutige Nacht war es genug. Leise trug er den Schmuck an seinem Platz. Er würde ihn nicht mehr brauchen. Das Ausmalen der einzelnen Bilder wird er nach den Zeichnungen vornehmen.

Zwar wusste er, dass es nicht notwendig war, die Kette bis in alle Einzelheiten genau zu malen. Er wollte jedoch diese Arbeit so gut es ging vollenden. Ein Luftzug löschte ihm die Kerzen. Im Dunkeln legte er den Schmuck wieder auf seinen Platz.

Traumlos lag er um die Mitternacht schon wieder in seinem Bett. Am Tage ging er nach Möglichkeit den Geschäften aus dem Weg, saß in seiner Stube und malte goldene Münzen. Noch einmal musste er nach Mestre. Das Silberstück hatte er ja vergessen. Silber zu malen war schwerer als goldgelb. Er ließ sich vom Verkäufer einige Möglichkeiten zeigen.

Zwei Tage vor der Rückkehr Michele's war sein Werk vollendet. Es sah gespensterhaft aus. Mitten im Raum hing im strahlenden Glanz die römische Kette. Er hat auch jenen Teil gemalt, der durch Schulter und Hals verdeckt war. Die Täuschung war vollständig.

Mit klopfendem Herzen erwartete er seine Tochter.

Im Stillen fragte er sich, ob all dies nicht ein Bubenstück sei, was er sich da ausgedacht hatte.

Die Liebe, mit der er an Michele hing und die Angst, sie an einen Scharlatan zu verlieren, beruhigten sein Gewissen.

Mit frohen Schritten lief das Mädchen durch das Haus und blieb betroffen vor dem großen schönen Spiegel stehen. Mit etwas kecker Eitelkeit drehte sie sich vor diesem und dankte dem Vater für das schöne Geschenk.

Im Hause des Goldschmiedes war das Gleichgewicht wieder hergestellt. Micheles Geist war wieder in allen Räumen. Selbst die vier Lehrlinge machten ihr den Hof. Der Meister war wieder bei der Arbeit. Geschäftsleute wurden wieder empfangen.

Philippo gehörte nun auch zur Familie. Er hatte vor, hier als Gondoliere sein Leben zu vollenden.

Wenn Meister Achelian sein Hauswesen überschaute, kam er zu dem Entschluss, bald Geschäft und Familie zu trennen. Missmutig sah er, wie Alessandro mit besonderer Höflichkeit um Michele warb. Er steckte sich hinter Philippo und wollte ihn bestechen, ihn heimlich in das Boot zu nehmen, wenn sie abends eine Fahrt an den Strand machen.

Philippo ging zum Schein darauf ein, meldete aber alles dem Meister, da er Alessandro aus der Hafenkneipe kannte und wusste oder mehr ahnte, was der saubere Herr im Schilde führte.

Er hatte seine großen Reden gehört. Der Goldschmied wusste, dass er jetzt handeln musste.

Wie durch Zufall suchte er seine Tochter in der Kemenate auf. Sie arbeitete an dem Entwurf eines Diadems. Ein Verlobungsgeschenk für eine vornehme Familie in Neapel. Mit heiteren Worten sprach er mit ihr, was sie sich denn bei ihrer Verlobung als Diadem wünsche.

Was hatte denn damals die liebe Mutter für ein Diadem, als sie sich mit Dir verlobte?

Betroffen schwieg der Vater. Nun, Vater, bitte sag es mir, wie war es?

Die Großmutter legte ihre schweren abgearbeiteten Hände auf ihre schwarzen Zöpfe und gab ihr ihren Segen. Unser ganzer Schmuck war ein kleiner Goldreif an unserem Finger. Nun, diese Geschichte kennst du. Mutter und ich haben sie Dir schon oft erzählt und die zwei kleinen Goldspiralen sind ja noch da und ich habe sie nie geändert. Mutter liebte mich, ohne zu wissen, dass ich ein kleines Vermögen besaß. Wir liebten uns um unserer Selbst willen. Sieh, liebe Tochter, Du bist jung und unerfahren. Es fehlt Dir die Mutter, welche Dir in vielen Fragen hätte beistehen können. So muss ich es tun, Ich habe nach Mutters Tod keine Frau ins Haus genommen, in der Sorge, dass ich nur als wohlhabender Goldschmied geheiratet werden würde und ich doch keine Mutter für mein Kind haben würde.

Hier in unserem Hause leben zwei Menschen, die Dich beide begehren. Du weißt, von wem ich rede. Es sind Marius und Alessandro. Beide werben um Dich. Einer davon ist gewillt, uns Gewalt anzutun. Er liebt nicht Dich, er liebt auch nicht sein Handwerk. Wohl blendet er nach außen mit dem Glanz seiner Erscheinung. Er hat einflussreiche Verwandte. Aus diesen

Umständen habe ich ihn halten müssen. Außerhalb unseres Hauses führt er ein böses Leben. Sieh Dir seine Arbeit an, hier wird er nie Meister werden.

Je mehr der Vater sprach, um so trotziger wurde Michele.

Du willst ja nur, dass ich den Marius heirate, weil er wie Du Grieche ist und ihr Beide aus dem gleichen Kloster kommt.

Der Vater war von diesen Worten seiner Tochter wie vom Schlag gerührt. Schwer schmerzte ihm wieder die Narbe über seinem Auge. Zum ersten Mal waren Tochter und Vater entzweit. Wer sagt Dir denn, dass Marius Dich liebt?

In tiefer Erregung verließ der Vater seine Tochter. Schnell eilte er in den Saal, drehte den Spiegel und verschloss beide Türen von außen, um mit schnellen Schritten die Tochter wieder aufzusuchen.

Sieh, Michele, ich sah wie Alessandro an Deiner Brust mit voller Habgier den Schmuck betrachtete. Er sah nicht Dich, sondern nur das Gold.

Ich habe Dir den Spiegel geschenkt. Er birgt ein Geheimnis. Er ist sehr alt und nur der Rahmen stammt von hier. Zweimal darf sein Besitzer ihm eine Frage stellen und zweimal wird er antworten, von dann ab bleibt er stumm. Und jede weitere Frage bringt dem Besitzer Unglück.

Er eilte hinaus und kam mit dem Schmuck zurück. Legte ihn um um ihren Hals und nahm sie stumm bei der Hand.

Des Vaters Hände waren wie Feuer. Entsetzt sah die Tochter in dessen Gesicht. Über dem Auge brannte ein Feuermal.

Als das Mädchen wie angewurzelt stehenblieb, nahm er es in seine starken Arme und murmelte ständig „Erst durch das Feuer, dann durch das Wasser“.

Michele war bleich vor Angst. Nie hatte sie so den Vater gesehen.

Vor dem verschlossenen Saal ließ er sie auf ihre Füße gleiten und mit der Kraft seiner einzigen Hand öffnete er die schwere verschlossene Tür. Schloss und Klinke waren aus dem Holz herausgerissen.

Wortlos folgte Michel dem Vater.

Die Kette um ihren Hals schien sie ersticken zu wollen. Kalt lag das Gold auf ihrer heißen Haut. Drei Schritte vor dem Spiegel blieb der Vater stehen, nahm ihr Gesicht in beide Hände und sprach: „Schweig über alles, was Du jetzt erleben wirst, geh und schaffe Dir Gewissheit. Der Spiegel wird Dir zeigen, was jeder an Dir begehrt.

Hell schien die Mittagssonne in den Saal.

Im Stillen hatte sie die Frage gestellt, wie der Vater ihr gesagt hatte. Sie sah vor sich, in der leeren Luft die Kette hängen. Das Herz wollte ihr stehenbleiben. Doch wo war sie? Sie konnte durch sich selbst hindurchsehen. Der Tisch, die Fenster, der rote Pokal. Entsetzt drehte sie sich um, fasste die Kante des Tisches und berührte den roten Pokal. Alles war da, nur sie nicht. Mit zitternden Händen berührte sie das Spiegelbild der Kette, dann brach sie mit einem Aufschrei bewusstlos zusammen.

Noch ehe der Vater sie auffangen konnte schlug der Körper auf den Boden.

Ehe er sich noch über Michele beugte, drehte er mit schnellem Griff den Spiegel wieder um.

Er sollte in Jahrhunderten nicht mehr bewegt werden.

Als er Michele aufhob, löste er die Kette und steckte sie in sein Gewand. Dann trug er das Mädchen behutsam in ihr Zimmer.

Den Schrei hatte man im Hause gehört und war zusammengelaufen, um zu sehen, was geschehen sei.

Die zerstörte Tür erklärte man damit, dass der Vater seiner Tochter zu Hilfe gekommen sei.

Es dauerte Stunden, bis Michele aus ihrem Nervenfieber erwachte. Als erstes sah sie die traurigen Züge ihres Vaters. Langsam strich sie ihm zart über die noch rote Narbe und lächelte still.

Leise sagte sie zu ihm, erst durch das Feuer, dann durch das Wasser.

Mit langen, tiefen Zügen schlief Michele ein. Wie zu einem Gebet legte der Vater die Hände zusammen: „Heilige Mutter, verzeih mir diese Lüge, so sollte es nicht kommen“. Der Arzt verordnete ihr Ruhe, aber keine Medizin.

Ein baldiger Freier könnte Wunder tun. Diesen letzten Satz jedoch sagte er nur leise der alten Pflegerin. Als Michele wieder klar bei Gedanken war, konnte sie Traum und Wirklichkeit kaum auseinanderhalten.

Der Vater wich all ihren Fragen aus und sagte ihr, dass er den Spiegel wieder aus dem Hause schaffen werde, um sie nicht noch mehr zu erschrecken. Mit flehenden Augen bat Michele den Vater, sein Wort zu halten. Sie habe Mut und wolle auch die zweite Frage noch stellen. Ohne eine Zusage wünscht er ihr eine gute Nacht.

Noch zur späten Stunde kam heimlich die Köchin und sagte, dass der Spiegel am nächsten Tage aus dem Saal entfernt werden sollte. Auf die Frage, warum denn das geschehen müsse, der Spiegel sei doch so schön, wollte Michele keinen Grund wissen, Kopfschüttelnd wünschte ihr die Alte einen gesunden Schlaf.

Es war genau Mitternacht, als Michele erwachte. Mit Ungeduld zählte sie die Schläge von San Marco. Vom großen Kanal hörte sie das Horn der Kanalwache.

Im Haus war alles ruhig. Sie wusste, in dieser Nacht musste es geschehen. Morgen wollte der Vater den Spiegel entfernen. Sie schwor sich selbst, jeden Laut zu unterdrücken. Mit klopfendem Herzen erhob sie sich und vorsichtig nahm sie die schwere Goldkette aus der Schatulle und legte sie um den Hals. Mit nackten Füßen, eingehüllt in ein nur leichtes Nachthemd, näherte sie sich vorsichtig dem Saal.

Wenn der Vater ihn nur nicht verschlossen hätte.

Die schwere Tür war nur angelehnt. Der Mechanikus war noch nicht gekommen, das Schloss zu reparieren.

Vorsichtig öffnete sie die Tür nur so viel, um hindurch schlüpfen zu können. Betroffen blieb sie stehen vor dem Anblick, der sie empfing.

Noch nie war sie im Dunkeln in diesem Raum.

Der Silberstrahl des Mondes erleuchtete die bunte Scheiben. Kleine vorüberziehende Wolken gaben dem Licht Leben und so wechselte im Raum Helligkeit und Farbe.

Fast hätte sie vergessen, warum sie hier stand. In Erregung schloss sie die Augen. Es war, als höre sie aus der Ferne Marius Stimme. Ja, jetzt war es ganz deutlich. Noch einmal erlebte sie, wie die Magd im Schein des Mondes ihren blinden Schäfer erlöste.

Es war wie ein Gebet, als sie leise flüsterte: „Sag mir, Spiegel, liebt Marius mich oder mein Gold“? Mit fest verschlossenen Augen trat sie vor die silberne Fläche. Langsam, nur ganz wenig öffnete sie die Augen, um zu erkennen, dass sie lichtumflutet sich in dem Spiegel erkennen konnte. Strahlend durchleuchtete der Mond das zarte Nachtgewand. Von der Kette war nichts zu sehen. Ihr Glanz ging im dunklen Schatten verloren.

Mit einem erlösenden Aufatmen presste sie beide Hände auf ihre Brust. Im gleichen Augenblick verhüllte eine größere Wolke den Mond. Der Saal war grau und dunkel. Noch einmal beugte sie sich vor und küsste das kalte Kristall. Frage und Antwort waren geschehen.

Schnell verließ sie den Raum und drückte vorsichtig die Tür wieder an. Unruhig träumte sie in den Morgen.

Das Frühlicht weckte sie und im Erwachen merkte sie, dass sie in dieser Nacht mit der Kette geschlafen hatte. In ihrer Seligkeit vergaß sie, dieselbe abzulegen. Langsam hob sie den Kopf und nahm den Schmuck vom Nacken. Weich schimmerte das Metall in ihren Händen.

Es war, als schösse ein Blutstrom in ihre Augen. Wo war die Silberplatte? Hier musste sie doch sein? Um es genau zu sehen, stand sie schnell auf

und trat ans Fenster. Jetzt sah sie es genau, die Kette war verändert. Schnell drehte sie die Platte um und mit Erstaunen las sie die drei Worte: „Ich liebe Dich“. Jetzt erkannte sie auch ihr Bild auf der anderen Seite. Das konnte nur Marius gewesen sein. Sie erkannte die Art seiner Schabearbeit.

Tränen der Freude fielen auf den Schmuck. Im Hause wurde es lebendig. Schnell legte sie die Kette zurück in die Schatulle.

Sehr früh kam der Vater, um nach der Gesundheit seiner Tochter zu sehen. Er fand Michele eigentümlich verändert vor. Als er nach ihren Wünschen fragte, bat sie ihm, den Spiegel stehen zu lassen, sie werde keine weiteren Fragen stellen und sie wollen nie mehr von jenem Abend sprechen. Jetzt würde sie allein in die Frühmesse gehen.

Philippo ruderte sie hinüber nach San Marco. Anschließend ging sie in einen Buchladen. Nach längerem Suchen fand sie das Gesuchte „Griechische Lyrik, Lieder und Gesänge“. In einem Musikalienhaus kaufte sie eine schon alte griechische Basslaute.

Heimlich fuhr sie in Marius Quartier. Die Wirtin schwörte Verschwiegenheit. Schnell öffnete sie das Buch und mit einigen Strichen zeichnete sie Marius Bild, umgeben mit den selben Worten: „Ich liebe Dich“.

Marius musste noch heute alles finden und die Wirtin wird von gar nichts wissen.

Es folgten selige Tage. Heimlich trafen sich die Liebenden in dem kleinen Stübchen. Er spielte die alte Laute und sang Lieder aus Venedig und Griechenland. Michele erdachte am Herd jedes Mal etwas schöneres.

Oft war es Mitternacht, wenn sie Philippo weckten, der als treuer Wächter in der Gondel wartete, um seinen Schützling unbemerkt nach Hause zu bringen.

Durch das Haus ging ein Raunen: „Es ist eine heimliche Braut im Haus“

Alessandro merkte, dass Michele seine Nähe mied. Eigentlich war ihm das Mädchen schon gleichgültig geworden. Wichtig war ihm nur der Nimbus

in der Hafenkneipe „er werde mal Herr in San Lazare“. Das würde ihm auch weiterhin Kredit geben.

In einigen Wochen kam der Holländer. Dann musste die Kopie der Kette fertig sein. Ein schnelles Handeln in einer dunklen Neumondnacht und er wird auf lange Zeit sorglos sein. In aller Heimlichkeit hat er die Rückseite des Hauses auf der Kanalseite ausgekundschaftet. Die Kette lag wie immer unverschlossen in der Schatulle. Benutzt wurde sie kaum.

Es war an einem trüben Morgen, als im Außenhafen ein holländischer Segler einlief. „Meisje van Zandvoort“ stand am Bug und am Heck „Noordwijk“ als Heimathafen.

Am selben Abend traf sich Alessandro und Lucas in jener Hafenschenke, in welcher der Kapitän jenes Seglers stets in Quartier ging.

Lucas hatte die Kopie mitgebracht. Alessandro betrachtete kritisch von allen Seiten die Fälschung und äußerte zum Teil Bedenken. Den beiden Goldschmieden war klar, dass der Diebstahl bald herauskommen werde, denn das Gewicht des Goldes war ja nun nicht zu fälschen. Der Kapitän schätzte den Gold- sowie den Kunstwert des Originals ab und machte ein Angebot. Erst nach langem Hin und Her wurde man einig.

In einer Woche war Neumond. Bis dahin war der Segler gelöscht und beladen. Lucas besorgte von einem Lampenbauer die Spezialausführung eines Windlichtes. Man konnte es entzünden und vollkommen abblenden, ohne dass die Flamme erlöschte. Ein schwarzes Gewand, Handschuhe und Maske vervollständigten die Ausrüstung, um den Plan unbemerkt auszuführen.

So war denn die Nacht gekommen, da der Raub geschehen sollte. Lucas hatte eine ganz leichte Gondel ausfindig gemacht, mit der er und Alessandro gegen Mitternacht dem Haus des Goldschmiedes entgegenfuhren.

Der Kanal San Lazare lag etwas abgelegen und um diese Stunde ruhte jeglicher Verkehr. Micheles Gondel lag festgezurrert am Hauseinstieg.

Vorsichtig und lautlos legten die beiden ihr Boot dahinter fest. An einem leichten Gürtel trug Alessandro das Windlicht voll abgedunkelt. In der Brusttasche die Kopie.

Es war für ihn ein leichtes, das offene Fenster in der zweiten Etage zu erreichen. Vorsichtig stieg er ein. Im Hause war Ruhe. Um nirgends anzustoßen, öffnete er einen schmalen Spalt seiner Lampe. Nur einige Meter und er stand vor der Schatulle. Vorsichtig hob er den Deckel ab, um den Schmuck an sich zu nehmen. Im schmalen Licht der Lampe erkannte er zu seinem Schrecken, dass die Kette geändert war. Das Silberstück war entfernt und durch eine Goldplakette ersetzt.

Der Austausch konnte heute nicht geschehen. Die Kopie musste geändert werden. Vorsichtig legte er den Schmuck zurück und den Deckel drauf. In zwei Tagen würde er wiederkommen. Lucas muss die Änderung schnellstens vornehmen. Lautlos wie gekommen, schlich er zurück zum Fenster. Er war kaum einige Meter abgestiegen, als er den Halt verlor und mit dem Genick unten auf die Kajüte der Gondel schlug.

Er war schon tot, als ihm der Dolch von Lucas in die Kehle drang. Dieser riss seinen Wams auf, steckte die Kette in seinen Mantel und warf die Leiche in den Kanal.

Im selben Augenblick erscholl ein Hornsignal und ein Ruf. Die Barke der Kanalwache kam schnell näher. Im Schatten der nahen Brücke hatten sie den Sturz Alessandros gehört. Es war nur eine kurze Jagd und Lucas war von der Polizei gestellt. In Kürze waren vier Boote zur Stelle und im Schein von Laternen zog man die Leiche Alessandros aus dem Wasser. In seiner Kehle steckte ein silberner Dolch mit einem L als Monogramm.

Als der Tag anbrach, saß Lucas in schweren Eisen im Gefängnis des Hochgerichtes.

Es war die achte Stunde. Der Goldschmied saß mit seinen Gesellen und Lehrlingen bei der Morgensuppe, als der Polizeipräfekt mit Beamten der Kanalwache sich anmelden ließen.

Michele bat die Herren in den großen Saal und ging den Vater holen. Niemand im Haus ahnte etwas von den Vorgängen dieser Nacht.

Der Präfekt forderte den Kanalwächter auf, alles zu berichten, was er in der Nacht erlebte. Als er geendet hatte, legte der Präfekt den Anwesenden

die Kette vor, mit der Frage, ob in dieser Nacht dieser Schmuck im Hause gestohlen worden sei. Der Meister bejahte die Frage, da er glaubte, das Original vor sich zu haben.

Mit bebender Stimme widersprach Michele dem Vater, indem sie behauptete, dass der Halsschmuck seit einiger Zeit keine Silberplakette mehr enthalte, da dieselbe durch eine goldene ersetzt sei.

Sie eilte nach oben. Als sie die Schatulle öffnete, merkte sie, dass die Kette anders lag, als sie dieselbe hingelegt hatte. Was war hier geschehen?

Sie nahm den Schmuck und ging hinunter in den Saal und legte die echte Kette neben der Kopie. Der Meister stand vor einem Rätsel.

Nun war es ein Leichtes, die Kette, welche man vorlegte, als Fälschung auszumachen. Es war klar, der Dieb konnte den Austausch nicht vollziehen, da die Kopie nicht mehr dem Original entsprach. Von der Änderung wussten ja bis heute nur Marius, Michele und der Lehrling.

Das Gerücht von dem Mord ging in Windeseile durch Venedig. Um neun Uhr war es am Hafen und um zehn ist ein holländischer Segler übereilt ausgelaufen.

Am nächsten Tag ging eine Eilpost nach Florenz. Sie barg die Leiche des Alessandro Franese.

Es war am Tag des Gerichts. Der Papst entsandte einen Beobachter nach Venedig. Der Goldschmied, Michele und der junge Meister Marius waren als Zeugen vorgeladen.

Es tagte das oberste Gericht der Stadt. Nach drei Stunden wurde das Urteil gefällt:

Der Silberschmied Lucas Gelli, geboren zu Verona, 25 Jahre alt, wird für schuldig befunden, den Goldschmied Alessandro Franese, geboren zu Florenz, 21 Jahre alt, in dieser Stadt ermordet zu haben. Der Mörder wird zum Tode verurteilt.

Als Lucas das Urteil hört, bricht er zusammen. Nach kurzer Zeit ist der Gerichtssaal schon leer. Wie ein Schock liegt all das Geschehen über Michele

und Marius. Stumm geht der Meister zum Schrein und baut die Seite ab, an der Alessandro gearbeitet hatte.

Michele änderte das Motiv und ein anderer Geselle wurde mit der neuen Arbeit betraut.

Michelle und Marius hatten sich in aller Stille verlobt.

Als Lucas wieder zu sich kam, sah er sich in der Todeszelle. Die Fesseln hatte man ihm abgenommen. Er wusste, dass er nach dem Urteil noch hundert Stunden zu leben hatte. Man hat für ihn die schändlichste Hinrichtung verkündet, welche es gab. Er wusste, in diese Zelle wurde jeder einmal hinein- und hinausgeführt. Das Fenster war fest vergittert und die Tür mit schwerem Eisen beschlagen.

Er ahnte, morgen Abend wird ein Pater kommen, um ihn die Beichte abzunehmen. Ob er bei dieser Gelegenheit entweichen könne?

Der nächste Abend kam. Aber schon vorher wurde er in schwere Ketten gelegt. Also gab es hier schon Erfahrungen in diesen Dingen.

Der Pater kam. Lucas verfluchte ihn mit wüsten Schimpfereien. Er verfluchte alle und sich selbst. Der Pater war derlei gewöhnt und nahm sich Zeit und betete einen Rosenkranz. Als Lucas auch nach einer Stunde keine Neigung zeigte, den Priester anzuhören, legte dieser seinen Rosenkranz auf dem Tisch und versprach, in den ganz frühen Morgenstunden wiederzukommen.

„Sieh, Deinen Erlöser lass ich bei Dir, denn noch ist es Zeit“.

Als der Pater die Zelle verlassen hatte, sah er das handgroße Silberkreuz von der Tischkante hängen.

Nach wenigen Minuten kamen drei Wächter. Einer schloss ihn wieder frei, der andere stellte ein kleines Mahl auf den Tisch und der letzte goss aus einen Krug Wein in einen Becher, stellte zu den Kerzen noch einen Krug mit Wasser. Dann verließen sie wortlos die Zelle.

Als sie draußen waren blies Lucas sofort eine Kerze aus. Eine genügt, die letzte wollte er an der ersten entzünden.

Soweit war es nun gekommen. Mit einem Zug leerte er den Becher. Mehr Wasser als Wein stellte er fest. Dabei fiel sein Blick wie zufällig auf das große Kreuz des Rosenkranzes. Er dachte nicht daran zu beten, jedoch die Silberarbeit des Kreuzes erregte seine Aufmerksamkeit. Er nahm es in die Hand und stellte fest: „Eine meisterhafte Ausführung in Hohlsilber“. Es ist die Arbeit eines Schmiedes aus Genua.

Plötzlich nahm er das Kreuz in die Hand wie einen Dolch. Was sagte doch der Alte: „Deinen Erlöser lasse ich hier“.

Er stellte die Kerze auf die Erde und nahm Schemel, klopfte ganz vorsichtig den unteren Teil des Kreuzes flach. Dann schliff er das Silber auf dem Ziegelboden scharf wie einen Dolch.

Als der Pater um die vierte Stunde mit dem Wärter die Zelle öffnete, lag Lucas tot auf dem Boden. In seiner Kehle steckte das Kreuz.

Bei den Gerichtsakten des Lucas Gelli steht ein schwarzer versiegelter Holzkasten. In ihm befindet sich ein silberner Dolch, eine Halskette und ein Rosenkranz.

Es war im Mai des nächsten Jahres. Im Hause des Goldschmiedes gab es Hochzeitsvorbereitungen. Marius und Michele werden heiraten.

Der schmale Kanal konnte die Gondeln nicht fassen, welche mit Gästen hinüber fuhren zur Kapelle „Madonna vom Capitol“. Heute heiratet die schöne Michele, rief man sich zu.

Der Bräutigam wartete nach altem Brauch an den Stufen des Altares, als die schön geschmückte Barke mit der Braut in der Nähe landete. Es war eine lange Gasse, welche Michele an der Hand ihres Vaters zurücklegte.

Doch wo war der Brautschmuck? Sie, die Tochter des ersten Goldschmiedes dieser Stadt, die Künstlerin mit dem großen Preis von Venedig trug als einzigen Schmuck einen schmalen Verlobungsring am Finger und eine Silberplakette um ihren Hals.

Vor dem Paar ging eine Brautjungfer. Sie trug eine schwere Goldkette in den Händen. Heute kennt jeder die Geschichte dieses Schmuckes.

Als sie an der Pforte der Kapelle standen, ging ihr Marius entgegen und legte mit ihr gemeinsam den Weg zum Altar zurück. Der Priester nahm den Goldschmuck in Empfang und legte ihn der Madonna um. Dann wurde die Trauung vollzogen. Tagelang war die Kapelle voller Schaulustiger. Bald wusste die Kunstwissenschaft im Abendland von dem großen Schatz in der kleinen Kapelle zu Venedig.

Die Stadt war um eine Sehenswürdigkeit reicher. Generationen kamen und gingen. Der Schmuck strahlt durch die Jahrhunderte.

---

War es ein kühler Schauer oder ging eine Schiffssirene drüben vom Hafen, die mich weckte. Genau konnte ich es nicht sagen. Ich muss Stunden hier auf dem Dach geschlafen haben.

Durch Schlaf und Traum gingen Gestalten und Menschen aus längst vergangenen Tagen.

Hatte ich nicht von der Kette geträumt? Langsam wurde ich wach, fröstelnd ging ich hinunter und legte mich aufs Bett.

Immer mehr kreisten meine Gedanken um diesen Seifensieder. Was hat diese Familie mit der Kapelle zu tun? Lag hier des Rätsels Lösung? Der Schmuck war nicht einfach gestohlen, sondern gegen eine Fälschung ausgetauscht. Wie aber sollte dieser Kerzen- oder meinetwegen Seifensieder zu dieser Kopie gekommen sein?

Die chemische Untersuchung musste es an das Tageslicht bringen, wie alt die Patina an der Öse der Münze ist.

Sollte Steffi recht haben, dass die Fälschung Jahrhunderte alt ist. Wenn das stimmt, wo hat denn die Kopie so lange gelegen, und warum befindet sich auf dem Spiegel und in der Kopie eine Silbermünze. Eins wusste ich, nach der Tagung der Sachverständigen werde ich die Geschichte dieses Seifensieders aufspüren.

Mit all diesen Gedanken muss ich denn doch eingeschlafen sein. Steffi weckte mich und um 11 Uhr hörten wir das Urteil der Sachverständigen: „Die Farben auf dem Bild und die Patina auf der Kette sind über 200 Jahre

alt“ „Die Kette bleibt zur Verfügung der Polizei“. Der Spiegel wurde freigegeben und gehört nun uns.

Dreimal verpackt und verzollt ging er nach Berlin. Steffi war der Sache müde und bat mich, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, da ja nun wenig Aussicht besteht, dass der Schmuck jemals wieder auftaucht.

Ich habe ihr zugesagt und nur noch die Bitte geäußert, die Familie jenes Jungen aus der Kapelle aufzusuchen, da hier vielleicht doch des Rätsels Lösung liegen kann. Meister Alfredo Alferi empfing uns freundlich und bald kannten wir die Geschichte seiner Familie und der Kapelle der Madonna.

Seit vielen Generationen hat die Familie ein altes Privileg „Hüter und Pfleger dieser Kapelle zu sein“. In jeder Generation hat es genügend Namen gegeben, welche die Nachtwache bei der Madonna und bei dem Schmuck hielten. Er selbst hat fünf Buben und ab dem sechsten Jahr kommt jeder dran, die Nachtwache zu übernehmen. Der Meister selbst konnte sich noch erinnern, als sein Vater ihm die erste Nachtwache auftrug. Wie er sich fürchtete in dem dunklen kalten Raum.

Man ließ aus Sparsamkeitsgründen nur eine Kerze brennen. Aus den alten Kerzenstümpfen wurden wieder neue gegossen. Für all die Mühe der Reinigung und der Nachtwachen hatten sie das Monopol des Kerzenhandels in dieser Kirche. So war es schon bei seinem Vater und dessen Großvater.

Die Padres sind vor hundert Jahren weggezogen, die Hauptkirche wurde zur Kapelle und es finden nur noch selten Gottesdienste statt. Die Madonna und der Schmuck sind geblieben und auch sein Privileg.

Das Gitter zum Schutz hat einen Geheimverschluss, der nur der Familie bekannt ist und nie in Anwesenheit von Fremden betätigt wird.

Es war um die Vesperzeit und der Meister lud uns zu einem Imbiss ein, wo wir nun auch die ganze Familie kennenlernen sollten.

Stolz stellte uns die Hausfrau ihre Kinder vor. Bebbo erzählte uns die Geschichte von der gütigen Madonna.

Sie liegt wohl hundert Jahre zurück, als sein Großvater noch ein kleiner Junge war und Nachtwache bei der Madonna hielt.

Mitten in der Nacht wurde er krank und bekam hohes Fieber. Neben seinem Holzstühlchen hing die Leine, an welcher wir ziehen müssen, wenn Gefahr ist. Noch nie haben wir an ihr gezogen, In seinen Adern brannte das Blut wie Feuer, er wollte rufen und war stumm. Wollte an dem Seil ziehen und war lahm. In seiner Angst sah er stumm auf die Madonna. Plötzlich fühlte er keinen Schmerz mehr. Die ganze Kapelle strahlte im hellen Licht. Tausend Kerzen brannten. Das Panzergitter öffnete sich und die Madonna trat lächelnd heraus und läutete die Glocke, dann reichte sie ihm dasselbe, damit er weiter läuten könne.

Im hohen Fieber fanden die Eltern den Jungen auf dem Steinboden der Kapelle. In der Hand hielt er den Glockenstrang.

Drüben bei dem „Barmherzigen Brüdern“ hat man ihn wieder zum Leben erweckt. Noch im Fieber hat er ihnen von dem Wunder der Heiligen Frau erzählt. Der Vater hat dann weitererzählt, dass das Wachs in Venedig nicht gereicht hat, all die Pilger mit einem Licht zu versorgen.

Es war ein großes Geschäft, leider nur einmalig.

Die Sache mit dem Geheimverschluss fing mich an, zu interessieren. Am nächsten Tag habe ich es so eingerichtet, dass ich alle Brüder in der Kapelle zusammen hatte. Einer holte den anderen, ohne dass die Eltern es merkten.

Unauffällig begann ich mit einem Verhör, ob einer jemals einem Fremden das Eisentor zur Madonna das Eisentor zur Madonna geöffnet habe. Josua, der den Diebstahl entdeckte, erzählte mir genau, wie er die Fälschung erkannte.

Jede Woche einmal muss die Madonna entstaubt werden. Dabei ist die Kapelle geschlossen. Oft ist auch ein Pater dabei, um die Leiter zu halten. Dabei habe er, Josua, die Silbermünze entdeckt.

Trotz langem Hin und Her war weiter nichts herauszubekommen. Als die Mittagsstunde kam, schloss Josua die Kapelle und trug den Schlüssel nach

Hause. Anschließend trafen wir uns alle in der Gasse nebenan zu einer Portion Eis und Limonade.

Steffi war erstaunt über meine Ausdauer und der Fall begann nun wieder ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Ein paar Minuten saßen wir alle rund um einen Tisch und löffelten Eis mit Früchten. Mitten in der besten Schmauserei kam der Wirt an unseren Tisch und sprach zu Carlo: „Sieh, dieses Eis wird Dir besser schmecken als letzthin der süße Rotwein. Wie kann man auch so dumm sein, so zu trinken. Ich habe es zu spät gesehen, sonst hätte ich dem sauberen Herrn früher Bescheid gegeben. So einen Jungen solch schweren Wein zu geben. Die Limonade hat Dir wohl nicht geschmeckt“.

Nach dieser Strafpredigt sackte Carlo förmlich in sich zusammen.

Alle Brüder sahen ihn an. Josua, der Älteste zog Carlo am Ärmel: Sag, was war das für ein Herr, von dem Benno spricht? Carlo senkte den Kopf und in seinen Augen standen Tränen.

Steffi sah mich an. Ich bestellte noch für alle Kuchen und Schokolade und redete ruhig auf Carlo ein.

Wenn ihr dem Vater nichts sagt, will ich Euch etwas erzählen. Jeder der Brüder schwor einen heiligen Eid. Der Junge begann zu erzählen:

Es war am Mittwoch, drei Tage bevor Josua den Diebstahl bemerkte. Ich hatte die Nachtwache auf den Donnerstag. Um sieben Uhr gingen die Letzten aus der Andacht. Ich hatte schon fast alles sauber gemacht und war dabei, den Vorplatz vom Wachs zu reinigen und die Reste in die Kiste zu legen, damit der Vater am anderen Tage sie neu umschmelzen könne. Die Mutter war schon da und hatte Geld und Wachs abgeholt, brachte mir meine Decken und wünschte mir eine Gute Nacht.

Alle Kerzen waren in der Abendandacht schon verkauft worden. Bis auf die ganz Große, die nie einer kauft, weil sie zu teuer ist.

Mein Nachtgebet hatte ich schon gesprochen und wollte gerade die Tür schließen, als ein Herr sie von außen öffnete. Ich sagte ihm, dass es schon für heute zu spät sei und er möge morgen wiederkommen.

Er steckte mir ein größeres Geldstück in die Hand und sagte, dass er sich zur Andacht verspätet habe und nur noch ganz kurz beten wolle. Dann kniete er sich in die Bank vor der Madonna. Ich ging, holte noch einige Kerzenstümpfe vom anderen Altar, damit er diese auch sehen könne.

Auf die Frage, ob er noch eine Opferkerze kaufen könne, musste ich verneinen. Ich sagte ihm, es sei ja noch eine da, aber die sei so teuer, dass keiner sie haben wolle. Wie oft habe ich dem Vater gesagt, er möge sie umgießen. Aber immer meinte er, für die ganz großen Sünder müssen wir ein Gnadenlicht bereithalten und die großen haben immer Geld.

Dieser Mann hat mir die Kerze abgekauft. Auf seine Frage, ob er sie selbst anzünden und aufstellen könne, habe ich freudig zugestimmt. Lange hielt er das brennende Licht in der Hand und dabei merkte ich, dass ihm rechts die Hälfte vom kleinen Finger fehlte. Plötzlich machte er einige Schritte vor und stellte die Kerze weit in der Nische auf, in der die Madonna steht. Das geht nicht, Herr, dort dürfen keine Kerzen stehen. Die Kleider könnten ja anbrennen. Der Mann machte keine Bewegung und schien nur zu beten.

Da ich nichts hatte, die Kerze zu erreichen, griff ich in meiner Angst in das Federschloss und öffnete die Tür. Dann nahm ich die Kerze heraus und verschloss wieder das Gitter. Der Herr war ganz im Gebet versunken und merkte von allem nichts. Leise bat ich ihn, nach Hause zu gehen, er könne ja morgen wieder kommen. Die Kerze könne er mitnehmen und jedes Mal wieder mitbringen. Auf die Frage, ob ich ihm um seinen später Besuch böse wäre, sagte ich nein. Er lud mich hierher zu einem Stück Kuchen ein. Ich schloss die Kapelle, steckte den Schlüssel ein und ging mit ihm hier zum Patron Benno.

Wie ging es nun weiter, fragte ich.

Ich aß Kuchen, Feigen, Eis und türkischen Honig. Als die Limonade alle war, trank ich Süßwein. Dann wurde mir schlecht und der Herr brachte mich zurück in die Kapelle. In der Nacht wurde ich zweimal wach. Um mich zu erbrechen, ging ich auf die Straße. Am Morgen musste die Mutter stark klopfen, da ich den Schlüssel von innen stecken ließ und sie mich nicht wecken konnte. Das war Carlos Geschichte.

Stumm saßen die Brüder um den Tisch. Du weißt, wie die Mutter jammert. Wenn der Schmuck nicht zurückkommt, werden wir alle hungern. Ich erinnerte die Brüder an ihr Gelöbnis und gab ihnen die Hoffnung, dass der Schmuck sicher bald wieder da sei.

Sie hielten ihr Versprechen. Ihr Schweigen war eisern. Nachträglich hatte ich noch aus Carlo herausbekommen, dass der Mann eine Brille trug und links einen Ring mit einem grünen Stein. Dieser befand sich in einer breiten Silberfassung. Das letztere hatte er gesehen, als er ihm den Wein einschenkte.

Noch am gleichen Abend waren wir bei der Kriminalpolizei und zwei Tage später war der Dieb gefasst. Es war der Archivar Ernesto G. Vom Kriminalarchiv in Venedig. Ihm waren die alten Akten in die Hände gefallen mit samt dem versiegelten Kasten. Die Silbermünze ist auch ihm zum Verhängnis geworden.

Den Schmuck fand man vergraben in seinem Keller. Am nächsten Abend brachten alle Zeitungen die Geschichte von der Auffindung desselben und nach zwei Tagen wurde er mit großem Pomp der Madonna wieder umgelegt.

Die Menschen strömten wieder in die Kapelle. Das Geschäft des Meisters Alweri blüht wieder.

Die Nachtwachen brauchen die Brüder nicht zu machen. Diesen Dienst hatte die Stadtpolizei übernommen.

Die Madonna lächelt verständnisinnig. Sie weiß, dass sie von nun ab die Kopie tragen muss. Die Silberplakette hat man diskret durch eine vergoldete ersetzt. Das Original liegt bei der Museumsverwaltung im Tresor. Hier waren auch die vier Schlüssel, die notwendig waren, um die Nische der Madonna zu öffnen.

Tagelang waren wir den Fragen der Reporter aller Weltzeitungen ausgesetzt. Unsere Auskünfte an die Presse brachten uns ein mehrfaches als unser Glückslos.

Die Abreise aus Venedig glich mehr einer Flucht. Noch am Tage zuvor besuchten wir unseren befreundeten Professor. Als er Steffi sah, gab er ihr herzliche Glückwünsche nach Berlin auf. Dann öffnete er ein kleines Safe und legte uns wortlos die Kette auf den Tisch. Mit einem Schmunzeln bat er uns zu schweigen. Wir wussten, wir hielten das Original in den Händen.

Sehen Sie, ohne Ihre Hilfe hätten wir wahrscheinlich den Schmuck nie zurückerhalten. Vom Dieb wäre Münze um Münze verkauft worden. Vielleicht sogar eingeschmolzen, nur um des Goldes Willen. Dann erzählte er uns die Geschichte der Kette, soweit sie aus den als den alten Gerichtsakten bekannt war. Beim Abschied tranken wir noch Wein aus dem neuen Rubinbecher aus Murano. Auf das Wohl der schönen Stadt Venedig. In unserer Filiale ließ ich noch Schecks nach Berlin überweisen.

Nichts brachte mehr ein als die Geschichte von der Barmherzigen Maria und dem kranken Kind, obwohl die gar nicht von mir war. Dieselbe hatte mir der Seifensieder erzählt, aber mir schickte man die Tantiemen.

Nun, ich mache mir kein schlechtes Gewissen, denn wir beide haben den Meister Alferi ja auch wieder zu seinem Geschäft verholfen und den Jungen nach 200 Jahren zu ihrer Nachtruhe.

In München erfuhren wir durchs Telefon, dass der Spiegel angekommen sei. In zwei Tagen hatten wir die versprochenen Besuche bei Steffis Studienfreunden erledigt. Am dritten Abend saßen wir in einer kleinen Kneipe in Schwabing.

Steffi bestand darauf, den Wein selbst auszusuchen. Nach dem zweiten Schoppen eröffnete ich ihr, dass unsere Reise noch nicht beendet sei. Verständnislos sah sie mich an. Nun, das Geheimnis um den Schmuck haben wir gelüftet, aber damit sind für mich noch nicht alle Fragen gelöst.

Auf meinen Vorschlag, in meine Heimat zu fahren, willigte sie mit Freuden ein.

Am nächsten Morgen trug uns das silberne Band der Schienen an die Lahn. Nach mehrmaligen Umsteigen standen wir auf jener kleinen Bahnstation, auf der ich vor langen Jahren Abschied nahm von einem Freund, der mir selbst kein Abschiedswort mehr sagen konnte.

Wir nahmen Quartier in einem kleinen Gasthof. Dort erzählte ich Steffi die ganze Geschichte meiner Freundschaft zum ersten Mal ausführlich. Ich erklärte ihr auch, dass ich diesen Abstecher schon von Anfang an im Sinn hatte. Jetzt meinte Steffi, dass sie nun wisse, warum ich das damals von dem Pater geliehene Buch im Koffer mitgeschleppt habe.

Es war mein Wille, dasselbe zurückzugeben.

Zur späten Stunde kamen wir mit unseren Wirtsleuten ins Gespräch. Ich erklärte ihnen, dass ich das Grab eines Freundes suche, das Grab eines Jesuitenpaters. Nach kurzer Zeit stand fest, dass er auf dem Friedhof dieser Gemeinde nicht begraben war.

Am nächsten Morgen suchten wir den Pfarrer des Ortes auf. Er war erst seit einem Jahr in der Gemeinde und wenig bekannt mit vergangenen Dingen. Der Rat, bei der Verwaltung des Bahnhofs nachzufragen, brachte Klarheit.

Ein alter Dienstmann konnte sich an jenen Vorgang erinnern. Der Tote jener Nacht wurde mit dem Wagen vom Schloss abgeholt, welches eine Wegstunde entfernt auf dem Berge lag. Nach einem Telefongespräch mit dem Kastellan wurden wir mit einem Landauer abgeholt und auf dem alten Schloss von dem Kastellan-Ehepaar herzlich begrüßt und zu einem Imbiss eingeladen.

Der Tote, den wir suchten, war einst Herr des Hauses. Es ist eine tragische Geschichte, welche wir hier erfuhren. Sie führt zurück in das Jahr 1868.

Der junge Herr, Graf von... hatte seine Studien beendet. An einem strahlenden Frühlingstag war Hochzeit. Die junge Braut kam aus Tirol. Sie war die Tochter eines kaiserlichen Forstmeisters und leidenschaftliche Jägerin. Man sprach von ihrer Liebesheirat. Eine Woche dauerte das Fest und sollte mit einer großen Reiterei beendet werden.

Mir 20 Pferden und vielen Hunden ging es in die Wälder. Wie das Unglück geschah, weiß keiner. Nach zwei Stunden kam das Pferd der jungen Frau allein zurück. Man fand die Tote in einem Hohlweg. Das Pferd war wahrscheinlich zu kurz gesprungen. Jede Hilfe kam zu spät.

Über sechzig Jahre sind seit jenem Ereignis vergangen. Die junge Gräfin liegt in ihrem Brautkleid bestattet, drüben in dem Mausoleum, welches man errichtet hatte, auf der Stelle, wo sie starb.

Am Tage, an dem der Sarg dort beigesetzt wurde, verließ der Schlossherr seinem Besitz, um ihn nie mehr zu betreten. Dem Leben der Welt sagte er sich los und ging in das Kloster der Jesuiten in Rom.

Man sagt, dass er dreimal während der Nacht den Sarg seiner jungen Frau besucht habe. Wir selbst haben den Graf auch als Pater nie gesehen, trotzdem wir schon dreißig Jahre hier sind. Er starb in Koblenz am Tage seiner Goldenen Hochzeit.

Es wurde viel daher geredet, man erzählt, er sei freiwillig aus dem Leben geschieden. Ich war selbst in jener Nacht an der Bahn, um den toten Herrn nach Hause zu holen. Es war ein seltsames Begräbnis. Die begleitenden Paters stellten den Sarg wortlos auf seinen Sockel und verließen den Raum sofort, ohne sich umzusehen. Ich fuhr sie zur Bahn zurück. Für den Herren hat es hier nie eine Trauerfeier gegeben.

Andächtig hörten wir zu, was uns die Eheleute erzählten. Die Kastellanin war hinausgegangen und kam mit zwei Blumensträußen zurück.

Nun gingen wir Vier durch den Wald zu der Totenkapelle. Es war ein runder Raum mit drei blinden Fenstern. Auf zwei Marmorsockeln ruhten die Särge.

Außer unseren Blumen, die wir drauflegten, war keinerlei Schmuck vorhanden. Die Düsternis lastete auf uns. Ich griff in meinen Mantel und legte das Buch, welches ich vor noch so langer Zeit entliehen hatte, auf das Fußende des Sarges, nachdem ich dem Kastellan die nötige Erklärung gab. Steffi drängte hinaus. Die schwere Tür schloss sich.

Das Angebot, den Besitz des Verstorbenen zu besichtigen und eine Nacht zu bleiben, lehnten wir höflich ab und entschlossen uns, zu Fuß ins Tal zu unserem Quartier zurück zu gehen.

Der Morgen sah uns schon früh wieder im Zug und als derselbe bei Koblenz über die Brücke rollte, stellte ich in Gedanken dem alten Vater Rhein meine junge Braut vor. Als er hörte, dass sie von der Donau komme, murmelten seine Wellen Beifall.

Es war ein frohes Wiedersehen mit Verwandten und Freunden. Steffis Charme hatte sie alle bezaubert. Meine Großeltern konnten sich nicht mitfreuen, sie waren verstorben.

Von unseren Abenteuern in Venedig sprachen wir kein Wort. Erst nach drei Tagen, nach dem Besuch des Stadtanzeigers wurde unsere Geschichte bekannt. In Sonntagsteil erschien ganzseitig die Geschichte von der Entdeckung und Wiederfindung des Schmuckes.

Wie damals mit der römischen Münze machte ich heute wieder Geschäfte mit der Kette. Ich hatte keine Skrupel. Warum sollte ich nicht?

Meinen Freund Mathias habe ich auch aufgesucht, Zu Dritt machten wir einen Ausflug auf dem Dommelberg, dorthin, wo wir uns damals als Schatzgräber versuchten. Wir fanden noch genau die Stelle, welche wir auf Befehl des Försters wieder zu schaufeln mussten. Nun erfuhr Steffi aus einem anderen Munde die Geschichte jener kupfernen Münze.

Über Stolzenfels stiegen wir zum Rheintal ab, um in Kapellen einen würzigen Schoppen zu trinken. Steffi verzog ihr Gesicht zu einer sauren Miene. Erst das zweite Glas, ein herrlicher Pfälzer versöhnte sie wieder. Mathias und ich blieben beim Herben.

Zwei Stunden später saßen wir auf einem zu Tal gehendem Dampfer, um die Strecke bis zur Stadt noch mit Muße zu genießen.

Der nächste Tag war ein Sonntag und das Rhein-Museum geöffnet. Steffi war erstaunt über die seltenen Stücke, welche hier ausgestellt waren. Römische Funde bildeten den ursprünglichen Kern der Sammlung. Wir waren zu der frühen Stunde die einzigen Besucher.

Der Museumswärter, ein alter Lehrer aus der Castor-Schule, erbot sich uns zu führen. Er machte den Dienst ehrenamtlich. Steffi erklärte ihm, dass auch sie als Studentin in Berlin Museumsdienst hatte. Ich fiel ihr ins Wort

und erklärte, dass sie sogar oft für andere diesen Dienst gemacht hat, um der Kunst zu dienen. Sie errötete leicht, worauf sie mich heimlich ins Ohr kniff, worauf dieses etwas stärker errötete.

Auf dieser Wanderung kamen wir auch zu der bekannten Münzsammlung. Hier wusste ich fast besser Bescheid als der alte Herr. Sie lagen in Reih und Glied, genau wie in meinen Kindheitstagen. Gold, Silber und Kupfer. Ich selbst hatte nichts Neues entdeckt, da ich nichts Neues erwartete. Steffi rief mich zurück, als sie meine alte Münze entdeckte, die gleiche, die sie auch als Schmuck trug.

Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen. In einen leichten Ring eingesetzt, an zwei leichten Kettchen, hing die Kupfermünze so, dass man beide Seiten betrachten konnte. Als Beschriftung „Unbekannte römische Münze, einmaliges Stück“. Es war keine Frage, diese Münze konnte nur diejenige sein, welche ich damals verlor. Unbemerkt löste Steffi ihre Kette und beide verglichen wir das Original und die Kopie. Selbst der äußere Zustand war der Gleiche.

Auf die Frage an den Lehrer, wo diese Münze herstamme und wie lange diese hier im Museum sei, konnte er uns keine Auskunft geben. Da ihn unser Interesse erfreute, bat er uns am nächsten Abend wieder zu kommen. Er werde dann den Schlüssel mitbringen für den Schrank mit dem Inventarverzeichnis. Dort seien auch die Fundorte und die Jahre genau eingetragen.

So kam es dann, dass wir am nächsten Abend zu Dritt über den Büchern saßen, bis wir auf eine Eintragung stießen: „Kupferne Münze, Herkunft wahrscheinlich römisch, ohne Kaiserbild und Wertangabe, Geschenk an die Münzsammlung 17. April 1918 von Herrn G.M. Kassierer bei der Sparkasse“.

Bereitwillig wurde uns die Vitrine geöffnet und mit einem leichten Druck hatte der Lehrer die Münze aus ihrem Ring entfernt und uns gegeben. Während er die Inventarbücher ordnete, standen wir am Fenster.

Steffis Münze hatte ich schon vorher aus der Fassung entfernt. Nun lagen beide nebeneinander in der Hand. Die Kopie war etwas präziser als das Original. Durchmesser und Stärke stimmten genau überein. Mit vielem Dank gaben wir das Kupferstück dem alten Herrn zurück, der es wieder in

seinen Haltering drückte und in die Vitrine schloss. Mit vielen herzlichen Worten verabschiedeten wir uns und dankten ihm für seine Mühe.

Wir spazierten zum Rheinufer und setzten uns auf eine Bank. Ich nahm Steffis leere Kette und wollte die Münze wieder festdrücken, als ich merkte, dass ich das Original in Händen hielt. Es lief mir heiß durch die Adern. Ich erklärte Steffi, dass wir uns genau an derselben Stelle befänden, wo ich damals meinen Verlust entdeckte. Sie erkannte, dass es nicht jene Münze war, die sie bisher getragen hatte und wir aus Versehen die Kopie im Museum gelassen hatten.

Langsam gingen wir hinüber zur Moselmündung. Nun standen wir an jener Stelle, wo vor fast zwanzig Jahren die Geschichte mit jenem Kupferstück begann, welches ich in der Hand hielt. Es war wie ein innerer Drang, als ich sie plötzlich im hohen Bogen in den Strom warf. Zweitausend Jahre hatte sie dem Strom gehört, nun habe ich sie ihm zurückgegeben.

Langsam schritten wir zum großen Denkmal empor. Es ist von da oben eine herrliche Aussicht, Fluss ab und auf. Die hohe Festung spiegelt sich in der Abendsonne und weit zieht der Grenzstrich des grünen Moselwassers rheinab, ehe sich die Farben mischen.

Von St. Castor läuten die Abendglocken. Unter uns kommt flussauf ein Schnelldampfer mit Musik. An seinem Radkaten leuchten in goldenen Buchstaben der Name „Koblenz“

Wo kommt eigentlich der Name her? Fragte mich Steffi. Koblenz kommt von dem römischen Wort „Confluentes“ und ist der lateinische Ausdruck für das deutsche Wort Zusammenfluss.

Ende